

Clara Almagro Vidal, Jessica Tearney-Pearce, Luke Yarbrough (ed.), Minorities in Contact in the Medieval Mediterranean, Turnhout (Brepols) 2020, 388 p., 1 b/w ill. (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages, 33), ISBN 978-2-503-58793-6, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sandra Schieweck, München

Die Erforschung von religiös-kulturellen Minderheiten und Randgruppen stellt insbesondere seit dem Aufkommen des Transkulturalitäts-Paradigmas in den ausgehenden 1990er-Jahren ein florierendes mediävistisches Forschungsfeld dar. Die Fülle an einschlägigen Publikationen wird mit dem hier anzuzeigenden interdisziplinär und dezidiert komparativ angelegten Sammelband zu Interaktionsformen von sogenannten Minderheiten im Mittelmeerraum nicht nur quantitativ um ein weiteres Werk, sondern qualitativ immens bereichert. In den Band fließen die Ergebnisse zweier internationaler Fachtagungen des Jahres 2015 in Cambridge beziehungsweise in Madrid ein, denen weitere Aufsätze ergänzend beigelegt wurden. Dem geografisch wie quellenanalytisch breit gefächerten Tableau an Beiträgen geht eine methodisch-theoretische Einleitung der Herausgeberinnen und des Herausgebers voraus, die zukünftig wohl zu einem der Referenztexte der jüngeren transkulturellen Forschung avancieren dürfte.

Clara Almagro Vidal, Jessica Tearney-Pearce und Luke Yarbrough legen mit Blick auf Forschungs- und Quellsprache konzise die Vorteile, insbesondere aber die Fallstricke des Minderheiten-Konzepts dar: Vor allem moderne Implikationen wie quantitative und hierarchische Assoziationen des Begriffs verstellten den Blick auf überaus heterogene gesellschaftliche Strukturen rund um das Mittelmeer. Um binäre Darstellungen des Verhältnisses zwischen Minderheiten und Mehrheiten aufzubrechen, ist der Band den Interaktionsformen zwischen verschiedenen, gemeinhin als »Minderheiten« gefassten Gruppen gewidmet. »Medieval identity is multidimensional« (S. 11) und die drei abrahamitischen Religionen – so unterstreicht auch John Tolan in seiner Zusammenfassung – sind keine monolithischen Einheiten, wie verbreitete normative Distinguierungen vermitteln (S. 374). Indem nach Fremdzuschreibungen und Eigenwahrnehmungen, jeweiligen Kontexten und dem Spannungsverhältnis zwischen Norm, Praktiken und Diskursivierungen gefragt wird, vermag das Panorama der Beiträge, so der mehr als eingelöste Anspruch der Herausgeber, das Konzept der »Minderheiten« in neuer Weise als relationales Analyseinstrument fruchtbar zu machen.

Die 15 inhaltlichen Aufsätze des Bandes spannen einen breiten Bogen vom 8. bis zum 15. Jahrhundert sowie vom östlichen bis



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zum westlichen Mittelmeerraum und behandeln exemplarisch rechtlich-diskursive und religiöse ebenso wie literarische und dokumentarische Quellen. Annliese Nef macht mit ihrer fundierten Kritik an der Operationalisierbarkeit des fraglichen Begriffs den Auftakt und resümiert mit Blick auf das Sizilien des 11. und 12. Jahrhunderts, »that ›ethnic‹ and religious categorization might not have been an obsession in all social worlds at any time« (S. 45). Uriel Simonsohn bereichert den Band um eine genuin gendergeschichtliche Perspektive und bringt durch seine Studie zur Wahrnehmung der Rolle von Frauen in gemischt-religiösen Ehen in frühen islamischen Gesellschaften die Erkenntnis zutage, dass diesen als »confessional gatekeepers« (S. 65) eine signifikante Bedeutung und Funktion zugeschrieben worden sei. Auch Alexandra Cuffel analysiert geschlechtersensibel Konversionen im fatimidischen und mamlukischen Ägypten. Sie arbeitet in diesem Zusammenhang die Mechanismen christlich-jüdischer Polemik heraus und konstatiert daneben, dass Muslime dem Phänomen der Konversion von Christen und Juden untereinander in der Tendenz indifferent begegneten. Y. Zvi Stampfer behandelt in seinem Aufsatz ebenfalls christlich-jüdische Polemik und betont, die arabisch-islamische Expansion habe für christlich-jüdische Abgrenzungen keinen fundamentalen Einschnitt bedeutet. Barbara Roggema erschließt ihrerseits bisher wenig bekannte arabische polemische Texte, die Christen des 8. und 9. Jahrhunderts gegen Juden verfassten. Ähnlich wie Stampfer gelangt die Autorin zu dem überzeugenden Urteil: »the two communities of ›People of the Book‹ each defined themselves in opposition to the other and not merely in relation to the ever more dominant world of Islam« (S. 137).

Die Beiträge von Jan Vandeburie, Tamar Boyadjian und Juan Pedro Monferrer-Sala thematisieren Kontakte zwischen verschiedenen Gruppen christlicher Minderheiten. Während Vandeburie die Perspektive des Papsttums zu Wort kommen lässt und anhand von Jacques de Vitry auf das Herantreten lateinischer Christen an levantinische Glaubensgenossen blickt, stellt Boyadjian die poetisierte Perspektive armenischer Christen auf die Lateiner im Kontext des Verlusts von Jerusalem 1187 in den Fokus. Monferrer-Sala, der zu dem armenischen Wasīr Badr al-Jamālī aus Sicht koptischer Christen schreibt, macht besonders die Multidimensionalität dessen, was »Minderheiten« meinen kann, deutlich – insofern als eine die Macht ausübte und die andere die demografische Mehrheit gestellt haben dürfte.

Antonia Bosanquet legt die Analyse eines Werks aus der Feder eines muslimischen Rechtsgelehrten des 14. Jahrhunderts aus Damaskus vor, das eher literarisch anmutet und »as opinion and social commentary about one minority, voiced by a concerned member of another« (S. 227) zu interpretieren sei. Auch die Beiträge von Luke Yarbrough und Alejandro García-Sanjuán befassen sich mit nicht-muslimischen Akteuren im muslimischen Verwaltungs- bzw. Regierungsapparat. Yarbrough wertet hierfür das Werk eines Christen aus, der über seine erfolgreiche Integration reflektiert und mithin die Komplexität von Identität



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

im interreligiösen Setting anschaulich macht. García-Sanjuán beleuchtet mit Gewinn die prominenten jüdischen Wasīre der Banū Naghrīla am granadinischen Ziridenhof des 11. Jahrhunderts. Auch hier löst sich die zweidimensionale religiöse Konstellation in ein heterogenes gesellschaftliches Gesamtpanorama auf, bezieht man die Differenzen zwischen andalusischen Muslimen und Berberstämmen gebührend ein.

Clara Almagro Vidal beschäftigt sich ebenfalls mit iberischen Zusammenhängen, lenkt den Blick jedoch auf ökonomisch motivierte Interaktionsformen von Christen, Juden und Muslimen im Spiegel der höfischen Überlieferung im Kastilien des 14. Jahrhunderts. Besonders hervorzuheben ist das Fazit, Angehörige religiöser Minderheiten fungierten sowohl auf hoher herrscherlicher als auch auf unteren gesellschaftlichen Ebenen als wichtige Mediatoren (»role of go-between« [S. 280]).

Der Aufsatz von Bogdan Smarandache zu muslimischen Minderheiten unter fränkischer Herrschaft im Osten trägt textliche und archäologische Befunde zusammen und schreibt Muslimen eine bedeutende Position in den Kreuzfahrergesellschaften zu. Er bekräftigt somit die Schlussfolgerungen von Almagro Vidal.

Gängige Interpretamente der Transkulturalitätsforschung werden von Ana Echevarria versiert auf den Prüfstand gestellt: Gleichsam im Anschluss an den Beitrag Almagro Vidals zeichnet Echevarria auf Grundlage vornehmlich notariellen Materials Parallelen zwischen den Gemeinden (*aljamas*) von Juden und Muslimen unter kastilischer Herrschaft nach. Während Echevarria beachtliche Gemeinsamkeiten feststellen kann, bietet Filomena Barros mit ihrer analogen Studie zu Portugal und dem Befund geringer muslimisch-jüdischer Kontakte eine Kontrastfolie.

John Tolan rahmt den Band zuletzt mit einer unbedingt bedeutsamen Reflexion tagesaktueller Bezüge des Generalthemas. Während der Band nachdrücklich versucht, Minderheitenbeziehungen zu erschließen, bis dato weniger thematisierte Quellen prominenter zu machen und bekannte Quellen in ihren gängigen Interpretationen neu auszuleuchten, wird nicht nur dieses Kernvorhaben vollends erfüllt, sondern zugleich das Verhältnis von Minderheiten und Mehrheiten neu aufgearbeitet und in seiner konzeptuell-methodischen Tragfähigkeit gewinnbringend ausgelotet.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85035](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85035)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marcello Angheben, Les portails romans de Bourgogne. Thèmes et programmes, Turnhout (Brepols) 2019, 479 p., 275 ill. en coul. (Art History [Outside a Series]), ISBN 978-2-503-58435-5, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Élise Haddad, Paris

L'ouvrage que nous offre Marcello Angheben est un beau livre en même temps qu'un livre scientifique, s'attellant à reprendre la question classique des portails romans. Il fournit une étude ambitieuse, qui se propose d'éclairer chaque tympan sculpté par toute la sérialité des œuvres apparentées, et en particulier les portails moins ambitieux sur la base des plus connus et mieux compris. Ce faisant, il s'inscrit aussi dans l'idée de donner du sens à des compositions peu explicites et qui n'affichent pas de programme évident, ou dont la cohérence n'apparaît qu'après une mise en perspective avec d'autres œuvres.

L'auteur procède en trois temps. Un premier chapitre fort utile présente la genèse du tympan sculpté en Bourgogne. Plus généralement, il fournit des jalons synthétiques de l'avènement de la sculpture romane dans toute la sphère d'Europe de l'Ouest dans laquelle elle s'élabore. Dans les chapitres centraux, l'auteur procède ensuite à un examen de plusieurs grands regroupements thématiques: d'abord les théophanies, sous la forme des Ascensions, des Jugements (immédiat ou dernier, dont la distinction est chère à cet auteur) et de la Pentecôte dans le cas de Vézelay, dont l'exceptionnalité justifie un développement monographique; ensuite les Vierges à l'Enfant (autour de l'œuvre-phare de Neuilly-en-Donjon), que l'auteur ne range pas explicitement dès le départ dans la catégorie des théophanies, bien qu'in fine, elles aussi constituent l'écrin d'une théophanie en la personne de l'Enfant – ce qui est souligné en conclusion.

Pour chacun de ces thèmes, l'auteur offre une synthèse de la tradition textuelle et iconographique, ainsi qu'une réflexion sur l'avènement de ces images et leur articulation avec la théologie, l'espace rituel ecclésial et des pratiques comme le pèlerinage ou le drame liturgique, ou encore des phénomènes historiques spécifiques comme la croisade.

Ces mises en perspectives thématiques permettent de produire des éléments de compréhensions nouveaux. Ils concernent au premier chef les tympans les moins étudiés, et les compositions les moins célèbres, comme les associations d'une théophanie et de divers épisodes néo-testamentaires: Cène à Saint-Julien-de-Jonzy, par exemple. Mais elles permettent aussi de renouveler les interprétations d'œuvres plus ambitieuses, telles celles de Neuilly-le-Donjon, croisant une théophanie entourée par un



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

tétramorphe et l'articulation de trois figures féminines (Ève, Marie-Madeleine et la Vierge) dans leur rapport au péché. D'autres thèses récurrentes traversent l'ouvrage, telles l'importance de la référence eucharistique, non seulement en présence d'une Cène, mais aussi dans des compositions de Jugements derniers, la messe servant aussi de régulateur pour le salut des défunts.

Enfin, le dernier chapitre de l'ouvrage offre une reprise très utile des conclusions iconographiques qui peuvent être tirées pour chacune des œuvres examinées. Par ordre alphabétique permettant une consultation aisée, on retrouve là chacune des œuvres mentionnées depuis le premier chapitre. L'auteur fournit une caractérisation synthétique, d'un paragraphe à deux pages, à propos de l'iconographie du tympan concerné. Ce chapitre semble aussi constituer un relevé exhaustif, outil très précieux pour l'analyse quantitative des œuvres romanes.

L'ensemble de l'ouvrage est maintenu dans une permanente tension entre le souci d'analyser finement les solutions iconographiques particulières à chaque tympan: choix syntaxiques, matérialisation unique d'une série de variations sur le thème, des plus simples (Mont-Saint-Vincent) au plus complexe qu'est Vézelay, et d'autre part la nécessité de prendre en compte l'ensemble d'une large série thématique afin de restituer la logique qui l'anime, et qui en retour permet de mieux éclairer chacun des éléments. Certains chapitres, comme ceux qui portent sur l'Ascension ou la Vierge à l'Enfant, relèvent d'une logique intégratrice: description des œuvres, puis réflexion conjointe sur l'ensemble du thème. Étonnamment, le chapitre consacré aux Jugements, que l'on suppose le plus familier à l'auteur, donne lieu à une présentation plus monographique, comme s'il se refusait à se détacher des particularités de chaque œuvre parmi celles qui lui sont les plus chères. Dans tous les cas, cet ouvrage a le mérite de mettre en lumière des œuvres souvent considérées comme secondaires, et peu citées, voire à peine étudiées jusque-là.

Ces préoccupations sont concomitantes à plusieurs équipes s'attachant à étudier la sculpture romane en France. Ainsi, le livre précédent de Marcello Angeben, portant dès 2003 sur chapiteaux de Bourgogne¹, dialogue évidemment avec »Le Monde Roman par-delà le bien et le mal« en 2012². Dans chacun de ces ouvrages se déploie la recherche d'une logique iconographique distincte de celle du programme. L'auteur étend ici cette réflexion aux portails, développement plus tardifs et qui, par leur caractère impressionnant, ont de longue date retenu l'attention des amateurs comme du monde académique. Par-delà le strict programme, l'éclairage plus diffus d'ensembles thématiques



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Marcello Angeben, Les chapiteaux romans de Bourgogne: thèmes et programmes, Turnhout 2003 (Culture et sociétés médiévales, 1).

² Jérôme Baschet, Jean-Claude Bonne, Pierre-Olivier Dittmar (dir.), Le monde roman par-delà le bien et le mal: une iconographie du lieu sacré, Paris 2012.

permet de dégager des hypothèses concernant non seulement des tympons secondaires, usuellement négligés par les spécialistes d'iconographie, mais aussi de grandes compositions comme Neuilly-en-Donjon ou Vézelay.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85036](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85036)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christina Antenhofer, Mark Mersiowsky (ed.), The Roles of Medieval Chanceries. Negotiating Rules of Political Communication, Turnhout (Brepols) 2021, VIII–198 p., 22 ill. (Utrecht Studies in Medieval Literacy, 51), ISBN 978-2-503-58964-0, EUR 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Christina Antenhofer et Mark Mersiowsky avaient organisé à l'International Medieval Congress de Leeds, en 2012, un ensemble de communications relatives aux chancelleries médiévales, qui sont aujourd'hui publiées, avec un retard qui devient malheureusement de plus en plus fréquent. L'idée était de participer à un mouvement qui, au sein de la diplomatique, vise depuis quelque temps à ajouter au regard sur les actes un regard sur les hommes et les institutions qui les ont produits, en axant la réflexion sur la question des règles et des réglementations.

Les règles concernant les documents d'abord: dans cette première section, Sébastien Barret montre tout l'intérêt que représente pour l'étude des clauses comminatoires l'usage des bases de données et en particulier des outils d'analyse lexicale comme PhiloLogic; celui-ci lui permet de retrouver facilement les clauses comminatoires des actes clunisiens aux X^e et XI^e siècles, dont il démontre, illustrations à l'appui, la grande diversité. Arnold Otto étudie les mêmes clauses, mais dans les actes de l'empereur Charles IV: elles sont devenues beaucoup plus strictement pénales et financières, avec une tarification des infractions assez cohérente et élevée: jusqu'à 1000 marcs d'or en cas d'atteinte aux droits féodaux de l'empereur.

La deuxième section porte sur les règles de fonctionnement des chancelleries. Ellen Widder étudie trois ordonnances réglementant le fonctionnement d'une chancellerie princière (laïque ou ecclésiastique) dans l'Allemagne du XV^e siècle. Ces ordonnances jettent une lumière très précieuse sur ces institutions, dont elles détaillent l'organisation, y compris en matière de registres, de sceaux ..., mais Ellen Widder rappelle à juste titre qu'elles ont toutes été promulguées dans une période sinon de crise, à tout le moins de tension; et qu'en général elles n'étaient valides que pour une période brève (même si l'ordonnance relative à la chancellerie de Ruprecht, archevêque de Cologne, en 1469 prévoit en fait une période d'essai d'un an, au terme de laquelle l'ordonnance, stabilisée, deviendrait définitive). Julia Hörmann-Thurn und Taxis analyse les notations de chancelleries dans les registres de Louis »de Brandebourg«, fils aîné de l'empereur Louis de Bavière, qui régna progressivement sur le Tyrol, le Brandebourg et la Bavière. Il mit en place des représentants, comme le duc de Teck en Tyrol et Haute-Bavière, et des chancelleries distinctes pour des différentes principautés. C'est cette complexité qui amena les clercs, en particulier sous le gouvernement de Conrad de Teck, à multiplier



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans les registres (mais sans doute par copie des minutes) des notes sur les documents. Klaus Brandstätter tente de retracer l'émergence des chancelleries urbaines dans l'Allemagne du Moyen Âge tardif en guettant les clerks urbains et les livres urbains. Les premiers apparaissent dès le XIII^e siècle dans les grandes villes (Cologne, Lubeck, Strasbourg, mais aussi Brunswick ou Berne), mais il faut souvent attendre le XV^e siècle pour que les petites villes appointent un clerk à temps plein au lieu de confier sa tâche au maître d'école. Les livres urbains suivent une chronologie très grossièrement semblable, mais il faut surtout relever leur diversité, et dans les grandes villes, notamment Nuremberg, leur spécialisation. Klaus Brandstätter pense d'ailleurs que ce sont les scribes urbains eux-mêmes qui ont voulu le développement des livres, souvent dans le contexte d'une influence culturelle italienne.

La troisième partie porte sur les chancelleries comme instrument de communication politique. Isabella Lazzarini consacre son étude aux chancelleries italiennes du Moyen Âge tardif, et en particulier à celle des premiers Sforza à Milan, et de leur secrétaire Cicco Simonetta. Elle défend surtout l'idée qu'il n'y avait pas de conflit entre ordre et désordre, mais au contraire une combinaison des deux. À lire son étude, on est cependant surtout tenté de considérer que les efforts de certains hommes d'ordre, comme Jacopo Probo d'Atri à Mantoue, aboutissaient à chasser un désordre naturel qui, cela va de soi, revenait au galop. À partir d'un cas particulier, le mariage, en 1476–1478, de Léonard, comte de Görz (Gorizia/Gorica) et de Paule Gonzague, Christina Antenhofer montre la différence entre une chancellerie princière d'Italie septentrionale, bien organisée, sûre de sa compétence, et une chancellerie princière d'une petite principauté germanique elle-même assez informe, en concurrence permanente avec les conseillers du comte, et n'ayant jamais mis au point de procédure claire. Michaela Marini présente une autre ordonnance réglementant une chancellerie, celle des comtes de Tyrol en 1487. Mais cette ordonnance aussi a été émise en un temps de crise, puisqu'elle date de la diète de Merano qui devait déposséder Sigismond »Riche en monnaies« de son comté de Tyrol et remettre ce dernier à l'empereur Frédéric III et à son fils Maximilien I^{er}. Cela donne l'occasion à Michaela Marini de raconter comment s'est déroulée cette diète, que l'on imagine à haute tension face aux revendications bavaroises. Et bien entendu la chancellerie joua un rôle important dans ce processus.

On apprend beaucoup, à la lecture de cet ouvrage. Mais le recenseur s'interroge quand même sur la nécessité de publier, à un prix relativement élevé, près d'une dizaine d'années après leur rédaction, quelques communications qui n'eussent pas déparé des revues internationales, voire dans certains cas locales.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Isabel Blumenroth, Das Alexandrinische Schisma in Briefen und Ideenwelt des Arnulf von Lisieux und Johannes von Salisbury, Wien, Köln (Böhlau) 2021, 847 S., 2 s/w. Abb. (Papsttum im mittelalterlichen Europa, 10), ISBN 978-3-412-52207-0, EUR 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jörg Schwarz, Innsbruck

Das Buch von Isabel Blumenroth, eine Aachener Dissertation von 2018, beschäftigt sich mit dem Alexandrinischen Schisma, der großen, langanhaltenden Kirchenspaltung zwischen Friedrich Barbarossa (bzw. seinen Päpsten) und Alexander III. – genauer gesagt: mit der Spiegelung dieser Spaltung in den Schriften zweier bedeutsamer zeitgenössischer Beobachter, Johannes von Salisbury und Arnulf von Lisieux. Die Untersuchung widmet sich dabei zunächst (I) den beiden Protagonisten und ihrer Ideenwelt, ein Kapitel, in dem es auch um Genese, Überlieferung und Quellenwert der entsprechenden Sammlungen und Texte geht (S. 123–130 und 268–290). Dabei stehen vor allem im Falle Johannes' nicht nur seine zwei Briefsammlungen (eine frühe, 135 Stücke umfassende Sammlung aus der Zeit von 1153 bis 1161 und eine spätere, auf die Jahre 1163–1180 zurückgehende), sondern auch die – von Blumenroth so genannten – »schismabezogenen Schriften« im Mittelpunkt (»Entheticus maior«, »Policraticus«, »Metalogicon«, »Historia pontificalis«).

Kapitel II untersucht unter dem Oberbegriff »Orientierung und Obödienzwerbung« die Klärung der Papstfrage (1159–1160). Dabei geht es zunächst um die Einordnung der durch das Schisma ausgelösten kirchlichen Krise und um das Bild der Kontrahenten, sodann um die Einordnung der staufischen Politik und das Bild Kaiser Friedrich Barbarossas, bevor abschließend die Schismapolitik Heinrichs II. Plantagenet in den Blick gefasst wird. Kapitel III (»Appell und politische Instrumentalisierung«) stellt das Schisma zur Zeit des Becketkonflikts (1164–1170) in den Mittelpunkt, wobei es zunächst um die Einordnung der Kirchenkrise und der päpstlichen Kontrahenten, um Sichtweisen auf die »Rollen« Kaiser Friedrich Barbarossas und höfischer Akteure sowie – spiegelbildlich dazu – um die Sichtweisen auf die Rollen Heinrichs II. Plantagenet und seiner Akteure geht. Ein Anhang stellt die wichtigsten Briefzeugnisse in einem chronologischen Überblick dar, wobei sich vor allem die Kurzbeschreibungen der Briefe zur ersten Orientierung als überaus hilfreich erweisen (S. 773–779).

Auf überzeugende Weise gelingt es Blumenroth zu zeigen, wie sehr das Alexandrinische Schisma in der schriftlichen Kommunikation zwischen Arnulf von Lisieux und Johannes von Salisbury immer wieder ein Thema war, wie intensiv die seit 1159 offene Papstfrage im England der Zeit rezipiert wurde und vor allem: wie lebendig



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

das Schismabild der beiden Protagonisten, das nahezu bei jedem Wendepunkt des Konflikts reflektiert und aktualisiert wurde (S. 747), gewesen ist. Besonders deutlich kann gezeigt werden, wie der seit 1164 aufbrechende Konflikt um Thomas Becket, den 1170 ermordeten Erzbischof von Canterbury, im Disput um den richtigen Papst eine wesentliche Rolle spielte und wie sich die beiden Konflikte überlappten und verzahnten. Die Wahrnehmung der beiden Konflikte habe sich gegenseitig bedingt (S. 747); zwischen dem Schisma und dem Becketkonflikt sei eine »geradezu providentielle Beziehung« (S. 561) hergestellt worden. Das wirft ein erhellendes Licht auf die Gestalt dieser Konflikte. Briefgeschichtlich betrachtet wird – im Falle Arnulfs – auf Tendenzen zu Verzerrung und Manipulation (S. 133) ebenso hingewiesen wie – im Falle Johannes' – auf die bedeutsamen Unterschiede seiner beiden Sammlungen, die in ihrem ganzen Gedankenreichtum und ihrer sprachlichen Kunst eindrucksvoll hervortreten.

Eindeutig hat das Buch Überlänge! Die Autorin folgt damit einem allgemeinen (eher unguten) Trend von Dissertationsschriften, den sie nicht ausgelöst hat und den man ihr als solchen nicht zum Vorwurf machen kann. Dennoch sind 850 Seiten im Druck keine Geschmacksfrage mehr, sondern haben wesentlich damit zu tun, wie man wissenschaftliche Ergebnisse präsentieren will – und in dieser Hinsicht wäre weniger mehr gewesen. Symptomatisch dafür ist bereits der Einstieg mit dem Brexit, der für Blumenroth als Analogie für die Frage der Zugehörigkeit Englands zum Kontinent im 12. Jahrhundert gilt (S. 15). Das betrifft auch die ausführliche Wiedergabe der Biografie Johannes' von Salisbury (S. 135–180), die in dieser Form für die Arbeit unnötig ist; eine Biografie ist eine Biografie, und eine Perzeptionsgeschichte ist eine Perzeptionsgeschichte. Zur Aufblähung tragen vor allem die vielen ausführlichen Textparaphrasen bei, inklusive – eingeschoben als eigene Absätze im Petitdruck – langer wörtlicher Zitate aus Quellen und Forschungsliteratur; vor allem letztere sind höchst entbehrlich.

Störend fällt auf, dass die Autorin dazu neigt, Johannes von Salisbury, sicherlich einer der herausragenden Intellektuellen seiner Zeit, auf ein Podest zu stellen; eine Mischung aus Memoiren, philosophischem Traktat und geschichtlichem Bericht, wie ihn die »Historia pontificalis« darstellt, ist in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung nicht so »einzigartig« (S. 189). Schwerlich dem Stil einer wissenschaftlichen Arbeit angemessen sind immer wieder vorkommende, allzu dramatische Zuspitzungen (»Barbarossas erneuter Zug nach Reichsitalien fiel wie ein Funke auf Zunder«, S. 526; die im Lande »wütende« Kirchenspaltung, S. 746 etc.) oder hingeworfene Aphorismen (»Johann von Salisbury war nicht weltfremd«, S. 72), die weniger für Lebendigkeit sorgen als dass sie einen ruhigen, konzentrierten Gedankenfluss verhindern.

Die Ausdrucksweise ist zuweilen recht blumig: Was ist eine »niedergelegte Vorstellung« (S. 27), was eine »vorbildliche Chiffre« (S. 193), was ein »Kaiserpapst« (S. 514) (der etwas anderes ist als ein »kaiserlicher Papst«), was eine »Respektstellung« (S.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

156)? Unfreiwillig komisch ist es, von »Friedrichs Ausstoß aus der Kirche« (S. 409) zu reden, wenn seine Exkommunikation bzw. umgangssprachlich sein »Hinauswurf« gemeint ist. Manchmal gelingen bemerkenswerte Stilblüten: »In fachlicher Hinsicht hinterließ der englische Magister seinen Fingerabdruck als tonangebender Stimulus in einer rheinischen Blüte kirchenrechtlicher Studien« (S. 532, in Replik auf ein zuvor gebrachtes Zitat von Herkenrath). Irreführend ist es, »Rom« als Synonym für die Papststadt zu verwenden (S. 290): Eine solche terminologische Verengung unterschlägt das wichtige kommunale Element, das sich gerade im Zeitalter Alexanders III. mit Vehemenz äußerte und von dem speziell dieser Papst ein Lied singen konnte.

Schwerlich kann man heute noch sagen, dass das staufische Kaisertum in den 50er-Jahren auf der Basis »des Gedankens einer Renovatio Imperii die spätrömische christliche Kaiserzeit als politisches und konstitutionelles Vorbild der Reichspolitik« hatte (S. 625) – was die Rompolitik des Kaisertums, bei aller Bedeutung des Gegenstands, überstrapaziert und gerade für das Konstitutionelle explizit nicht gilt. Auch sollte man nicht mehr von einer »staufischen Reichs- oder Herrschaftsideologie« (S. 16) reden; eine solche »Ideologie« hat es als generationenumspannendes Spezifikum einer Familie nicht gegeben. Ähnlich skeptisch wäre ich bei der »staufischen sacrum imperium-Idee des 12. Jhs.« (S. 601), die das individuelle, notarsabhängige Element des Begriffs verkennt.

Es wäre angesichts der Quellen- und Literaturmassen, die das Buch bewältigt, kleinlich, der Autorin das Fehlen des einen oder anderen Titels vorzuhalten, dennoch wundert es, dass beim Überblick über die – für die moderne Rezeption des Schismas zentrale – Barbarossaliteratur (S. 17, Anm. 11) ausgerechnet die [Barbarossa-Biografie](#) von Knut Görich fehlt. Ebenso wenig lässt sich nachvollziehen, dass beim Hoftag von Besançon von 1157 die Forschungsgeschichte bei Heinemeyer¹ aufhört und nicht bis Weinfurter² oder Hehl³ ausgezogen wird. Im Hinblick auf die Erörterungen über *Romanum imperium* und *Romanorum imperator* (S. 623) wäre – bei aller Bescheidenheit – ein Blick in meine Arbeit »Herrscher- und Reichstitel bei Kaisertum und Papsttum im 12. und 13. Jahrhundert« (2003) nützlich gewesen.

¹ Walter Heinemeyer, »beneficium – non feudum sed bonum factum«. Der Streit auf dem Reichstag zu Besançon, in: Archiv für Diplomatik 15 (1969), S. 155–236.

² Stefan Weinfurter, Die Päpste als »Lehnsherren« von Königen und Kaisern im 11. und 12. Jahrhundert?, in: [Karl-Heinz Spieß \(Hrsg.\), Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert, Ostfildern 2013 \(Vorträge und Forschungen, 76\)](#), S. 17–40.

³ Ernst-Dieter Hehl, Beneficium – wohlwollend interpretiert. Der Hoftag von Besançon 1157, in: Janus Gudian u. a. (Hrsg.), Erinnerungswege. Kolloquium zu Ehren von Johannes Fried, Stuttgart 2018 (Frankfurter historische Abhandlungen, 49), S. 135–156.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

Dennoch: Das Buch stellt einen wichtigen Beitrag dar zur Geschichte der römischen Kirche, der Briefe, der Perzeptionstechniken und der Verflechtungen der europäischen Intellektualität des 12. Jahrhunderts diesseits und jenseits des Kanals und ist als Diskussionsgegenstand zukünftiger Forschung uneingeschränkt zu begrüßen, wenn es auch zuweilen etwas ungeformt erscheint und nicht in allem überlegt zu Ende gedacht wurde.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85038](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85038)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Damien Boquet, Sainte vergogne. Les privilèges de la honte dans l'hagiographie féminine au XIII^e siècle, Paris (Classiques Garnier) 2020, 551 p., nombr. tabl. et graph. (POLEN – Pouvoirs, lettres, normes, 18), ISBN 978-2-406-10315-8, EUR 49,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Maria Magdalena Rückert, Mannheim

Damien Boquet, der 2016 einen interdisziplinären Sammelband zur »Histoire intellectuelle des émotions de l'Antiquité à nos jours« herausgegeben hat¹, widmet sich im vorliegenden Buch nun einer einzigen Emotion, nämlich dem Gefühl der Scham – lateinisch *verecundia*, französisch »vergogne« – im Mittelalter. Sein Ziel ist es, einen Beitrag zur historischen Anthropologie dieses Gefühls zu leisten, das immer wieder begegnet, wenn von Ehre, Reputation, Strafe oder Buße die Rede ist, aber bisher selten für sich untersucht wurde. Analysiert wird die Scham, die laut Boquet einen beherrschenden Einfluss auf mittelalterliche Gesellschaften ausübte, auf der Grundlage eines begrenzten Textcorpus von 17 Heiligenviten. Wie bereits der Untertitel des Bandes: »Les privilèges de la honte dans l'hagiographie féminine au XIII^e siècle« vermuten lässt, stützt sich Boquet auf Werke, die das Leben religiöser Frauen im 13. Jahrhundert zum Gegenstand haben, die entweder als Reklusen oder Beginen auftraten oder Anschluss an die Zisterzienser oder die neu entstehenden Bettelorden suchten. 13 lateinische Viten betreffen zwölf Frauen aus den südlichen Niederlanden, vor allem aus der Diözese Lüttich. Von den neun Autoren sind fünf, nämlich Jakob von Vitry, Thomas von Cantimpré, Gossuin de Bossuet, Hugo von Floreffe und Philipp von Clairvaux, bekannt. Hervorgehoben seien hier zwei Viten von Marie d'Oignies, die gegen 1215 verstarb, die Lebensbeschreibungen der Ida von Nivelles und der Margarethe von Ypern ebenso wie diejenige der Ida von Löwen, die bis zum Ende des 13. Jahrhunderts lebte. Ergänzt wird dieses Corpus durch die Viten von vier Heiligen aus Umbrien, nämlich Clara von Assisi, Margarethe von Cortona, Clara von Montefalco und Angela von Foligno.

Die Niederschrift dieser Viten erfolgte zwischen dem Vierten Laterankonzil (1215) und dem Konzil von Vienne (1311/12) durch geistliche Autoren, die in unterschiedlichen Beziehungen zu den Frauen standen. Bei aller Vergleichbarkeit der Heiligenviten sind jedoch auch Unterschiede hervorzuheben, die nicht nur die regionale Herkunft der Frauen betreffen, sondern auch die Lebensumstände der *mulieres religiosae*. Während einige schon als Kind ins Kloster kamen oder dort mit oder ohne



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Damien Boquet, Piroska Nagy (Hrsg.), *Histoire intellectuelle des émotions de l'Antiquité à nos jours*, 2016 (L'atelier du Centre de recherches historiques, 16) (<https://doi.org/10.4000/acr.6720>).

Gelübde verstarben, verblieben andere in ihren Familien, wo sie ein heiligmäßiges Leben führten. Auch werden die Lebensbeschreibungen des Franz von Assisi und anderer männlicher Heiligen der Zeit immer wieder zum Vergleich herangezogen.

Unter Einbeziehung des Forschungsstandes untersucht Boquet zunächst den Begriff der Scham aus psychologischer, anthropologischer und historischer Perspektive, wobei er einen Bogen von der Antike (Aristoteles) zum christlichen Verständnis bei den Kirchenvätern schlägt. Da er sich als »Texthistoriker« versteht, nähert er sich dem Gefühl der Scham anhand des Vokabulars und der lexikalischen Häufigkeit seines Auftretens in den Viten. Voneinander abgegrenzt werden die Begriffe *verecundia*, *pudor*, *rubor/erubescencia* und *confusio*, um das Wortfeld der Scham abzudecken. Sowohl in den niederländischen als auch in den umbrischen Viten tritt der Begriff der *verecundia* am häufigsten auf. Den lateinischen Begriff *verecundia* übersetzt Boquet mit französisch »vergogne«. Im Unterschied zu »honte« und »pudeur« wird »vergogne« als Form der Scham verstanden, die den Tadel vorwegnimmt und als Gefühl der Selbstkontrolle und der moralischen Schönheit gilt.

Anders als in der Antike, die die Scham in enger Verbindung mit Erniedrigung und Unehre sah, wird aus der Scham der religiösen Frauen in den analysierten Texten des 13. Jahrhunderts eine »heilige Scham«. Dass die Viten das schamhafte Leben der einzelnen Frauen vor Eintritt ins Kloster betonen, ist ein gängiger Topos. Wichtiger als bei den klausurierten Nonnen aber war die »sainte vergogne« als Flucht vor dem Skandal und der Erhalt der Ehre noch bei den religiösen Frauen, die weiter in der Welt lebten.

So brachte laut Boquet die »sainte vergogne« den Frauen im 13. Jahrhundert trotz ihres Bewusstseins von Schwäche einen Zuwachs an Würde. Paradoxerweise führte das Konzept der heiligen Scham aber dazu, den Aktionsradius der für ihre Lebensweise bewunderten Frauen einzuschränken. Der beherrschende Einfluss des Gefühls der Scham legte soziale Normen und Verhaltensregeln etwa in Bezug auf Kleidung (Schleier), Gesten oder Sprache (Schweigen) der heiligen Frauen fest, während sich dieselben gleichzeitig einem Prozess der Einschließung gegenübersehen.

Boquet zieht die Schlussfolgerung, dass die *mulieres religiosae*, die von Natur aus durch ihr Geschlecht zu einem bescheidenen und unterwürfigen Leben bestimmt gewesen seien, die Mittel der heiligen Scham genutzt hätten, um daraus ein Instrument der Perfektion und Autorität zu machen. Ihr jeweiliges Leben konnte dadurch zum Exempel werden.

Es liegt aber in der Natur des ausgewählten Textcorpus, der aus der Feder von geistlichen männlichen Autoren stammt, dass die Haltung der Frauen auch als Unterwerfung unter die geistliche und männliche Autorität thematisiert wird. Gerade in der Zeit von 1210 bis 1260 befand sich die Eingliederung der die Nachfolge



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christi anstrebenden religiösen Frauen in die verschiedenen Orden auf ihrem Höhepunkt. Es stellt sich daher die Frage, ob das von Boquet aus verschiedenen Perspektiven beleuchtete Konzept der »heiligen Scham« nicht einen von den geistlichen Autoren bewusst gewählten Diskurs darstellt, um dieses Phänomen zu erläutern.

Die ausführliche Studie wird durch 16 Anhänge, eine Bibliografie und zwei Indices abgerundet. Gerade die Kurzfassungen der Lebensbeschreibungen der behandelten religiösen Frauen mit Angaben zur Überlieferung und Forschungsliteratur sowie Ausführungen zu den bekannten Autoren ihrer Viten erleichtern die aufgrund ihres Detailreichtums streckenweise etwas schwer zu lesende Untersuchung wesentlich. Sie wird nicht nur für die Geschichte der Gefühle im Mittelalter, sondern auch für Forschungen zur »Frauenfrage« bei den Orden im 13. Jahrhundert in Zukunft gewinnbringend heranzuziehen sein.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85039](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85039)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Steffen Boßhammer, Wege zum Frieden im nachrömisch-gotischen Italien. Programmatik und Praxis gesellschaftlicher Kohärenz in den Variae Cassiodors, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2021, VIII-306 S., ISBN 978-3-11-070677-2, EUR 99,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Stadermann, Mainz

Die Beschäftigung mit sozialem Frieden, mit dessen Voraussetzungen und Verwirklichung hat in der politischen Theorie des Altertums eine lange Tradition, die von der griechischen Antike über die Römische Republik und Kaiserzeit bis in die Spätantike reicht und mit illustren Namen wie denen eines Aristoteles, Cicero oder Augustinus verbunden ist. Den spätantiken Politiker und Schriftsteller Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator, kurz Cassiodor (ca. 487–583), suchte man bisher vergebens in dieser Reihe, obwohl seine »Variae«, eine Sammlung von ihm in verschiedenen Ämtern am ostgotischen Königshof zwischen 506 und 537 verfasster Schreiben, im Mittelalter nicht nur als Mustervorlagen für angeheendes Kanzleipersonal geschätzt, sondern auch als Anleitung für ein friedliches Miteinander heterogener Bevölkerungsgruppen in einem politischen Gemeinwesen rezipiert worden sind, so durch Marsilius von Padua.

Für die Wahrung des sozialen Friedens und damit der Stabilität ihrer Herrschaft war den Ostgotenkönigen im Italien des 6. Jahrhunderts, denen Cassiodor in verschiedenen öffentlichen Ämtern gedient hatte, daran gelegen, auf ein friedliches Miteinander der in kultureller, ethnischer und religiöser Hinsicht heterogenen Bevölkerungsgruppen ihres Reiches hinzuwirken. Beredtes Zeugnis von diesen Bemühungen, so der Ausgangspunkt des hier zu besprechenden Buches von Steffen Boßhammer, würden die »Variae« Cassiodors ablegen. Diese böten nicht nur theoretische Überlegungen zum Thema »innerer«, oder genauer: »sozialer« Frieden – geht es Boßhammer doch um den gesellschaftlichen Zusammenhalt im ostgotischen Italien –, sondern auch konkrete Integrationsstrategien und praktische Lösungsansätze für politische Ordnungsfragen, die der Autor herausarbeiten möchte, um so den Charakter ostgotischer Herrschaft in Italien zu beleuchten und einen Beitrag zur politischen Theorie des Mittelalters zu leisten. Im Zentrum steht die Frage, wie das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher ethnischer und kultureller Hintergründe und verschiedener religiöser Überzeugungen in bewegten Zeiten organisiert wurde.

Aus den »Variae« vermag Boßhammer vier Bedingungen abzuleiten, die Cassiodor als Voraussetzung für die Verwirklichung und den Erhalt sozialen Friedens in einem politischen Gemeinwesen galten und die auch in der modernen politischen Theorie Geltung beanspruchen dürften: Rechtssicherheit,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wirtschaftlicher Wohlstand, Entspannung ethnischer, kultureller und religiöser Konflikte sowie der Schutz der Grenzen vor äußeren Bedrohungen (S. 9). Cassiodors theoretisch-rhetorische und praktische Auseinandersetzung mit den genannten vier Bedingungen des »inneren« Friedens sind es auch, die Boßhammers Studie in vier Hauptkapitel strukturieren.

Stets wiederkehrende Themen in den »Variae« seien, so Boßhammer, insbesondere die Sorge um die wirtschaftliche Prosperität Italiens und die ihr vorausgehende Gerechtigkeit, genauer: die Rechtssicherheit. Letztere sei in den Augen Cassiodors durch Korruption, Amtsmissbrauch, Steuerhinterziehung und die Veruntreuung öffentlicher Gelder bedroht. Um diesen Missständen und den daraus resultierenden ökonomischen und sozialen Folgen Herr zu werden, habe Cassiodor nicht nur eine Reihe konkreter Lösungsvorschläge unterbreitet, sondern selbst administrative und wirtschaftspolitische Maßnahmen eingeleitet, wie die Schaffung von Kontrollinstanzen zur Überwachung des Beamtenapparates, eine den Handel belebende Steuer- und Zollpolitik, die gezielte Förderung einzelner Wirtschaftszweige oder Eingriffe in die Preisbildung am Markt (S. 113–127). Indem Boßhammer derlei Maßnahmen allzu bereitwillig Cassiodor zuschreibt und nicht etwa den Herrschern, in deren Namen die Schreiben ausgefertigt wurden, ignoriert er freilich konsequent die öffentliche Funktion, in der Cassiodor die betreffenden Schreiben verfasste, und die mit der jeweiligen Funktion einhergehenden administrativen Kompetenzen.

Ausführlich behandelt der Autor die materielle Absicherung des von Theoderich dem Großen nach Italien geführten militärischen Verbandes. Da insbesondere dessen Ansiedlung, dessen Versorgung mit Grundbesitz und daraus resultierende Eigentumskonflikte das Miteinander zwischen römischen und nicht-römischen Bevölkerungsteilen in Italien und damit den sozialen Frieden im Reich Theoderichs auf die Probe gestellt hätten, geht der Autor der Frage nach, »wie Cassiodor die Ansiedlung und Versorgung der Goten organisierte« (S. 11). Boßhammer erkennt aber, dass die Ansiedlung der gotischen Föderaten bereits seit geraumer Zeit abgeschlossen war, als Cassiodor im Jahre 507 in den Königsdienst eintrat. Federführend bei der Versorgung der Krieger war daher nicht Cassiodor, sondern der damalige Prätoriuspräfekt Liberius, der die Ansiedlung weitgehend geräuschlos abwickelte (»Cassiod. var.« 2.16.5), wie Boßhammer an anderer Stelle einräumt (S. 38). Die vom Autor beigebrachten Belege taugen kaum, die von ihm postulierten Spannungen zwischen Römern und Goten aufgrund der Landverteilung zu beweisen (S. 45), denn sie betreffen entweder Besitzstreitigkeiten unter Römern (»Cassiod. var.« 3.20) oder datieren in die Zeit lange nach der Ansiedlung der gotischen Föderaten (»Cassiod. var.« 5.12, 8.28).

Boßhammer verfolgt die These, Cassiodor habe die Verschmelzung der römischen und gotischen Bevölkerungsteile betrieben (S. 8). Aus diesem Grunde habe er ein in kultureller und religiöser

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85040](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85040)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hinsicht offenes Klima im ostgotischen Italien propagiert und es vermieden, ethnische, kulturelle und religiöse Spannungen zwischen beiden Völkern, welche die bestehende politische Ordnung hätten gefährden können, in seinen Schreiben zu thematisieren (S. 145). Inwiefern allerdings das Verdrängen ethnischer, kultureller oder religiöser Konflikte bei deren Lösung hilft, erschließt sich dem Rezensenten nicht. Mit seiner These eines politischen Programmes Cassiodors, das auf ein friedliches Miteinander durch »Verschmelzung« von Römern und Goten abgezielt habe (S. 14–15), will der Autor der gängigen Forschungsmeinung widersprechen, am Hofe Theoderichs des Großen sei eine auf die Separation beider Völker abstellende Integrationspolitik verfolgt worden¹. Jedoch lässt Boßhammer sowohl die Tatsache, dass die Ostgotenkönige in den »Variae« unablässig als Herrscher über zwei Völker – Goten und Römer – dargestellt werden (Cassiod. var. 1.17, 1.28, 2.19, 3.48), als auch deren getrennten Gerichtsstand unberücksichtigt. Zudem setzt ein friedliches Miteinander verschiedener Bevölkerungsgruppen keineswegs deren Verschmelzung voraus, während die Beibehaltung kultureller oder religiöser Eigenheiten bestimmter Bevölkerungsgruppen ein friedvolles Zusammenleben nicht ausschließt.

Boßhammer gebührt das wertvolle Verdienst, das in den »Variae« verstreute Material zum Thema »sozialer« Friede und gesellschaftlicher Zusammenhalt für das ostgotische Italien zusammengetragen und für weitergehende Analysen aufbereitet zu haben. So könnte eine stärkere Kontextualisierung der jeweiligen Schreiben, die Berücksichtigung einzelner Akzeptanzgruppen, auf deren Kooperation die Ostgotenkönige in der Ausübung ihrer Herrschaft angewiesen waren, aber auch der jeweiligen Amtsstellung Cassiodors, in der er die einzelnen Schreiben verfasste, zu einer noch differenzierteren Betrachtung fortwährender Aushandlungsprozesse sozialen Friedens im ostgotischen Italien führen. Dessen ungeachtet unterstreicht Boßhammers Studie einmal mehr den Wert der »Variae« als Quelle für die Politik und Kultur im spätantiken Italien und die Bedeutung Cassiodors nicht nur als Vermittler antiken Bildungsgutes, als solcher er bereits im Mittelalter geschätzt wurde, sondern auch vormoderner politischer Theorien, die noch für heutige Diskurse um sozialen Frieden anschlussfähig sind.

Allerdings bleibt die Aussagekraft der Befunde Boßhammers aus mehreren Gründen begrenzt. Zum einen wird die Problematik der Rechtsstellung Theoderichs in Italien und die damit aufs engste verknüpfte Frage nach der Legitimation der Amalerherrschaft lediglich angerissen (S. 4). Jedoch ist diese nicht unwesentlich für das Verständnis des in den »Variae« propagierten politischen Programms. Den in diesem Zusammenhang zu berücksichtigenden Traditionen römischer Herrscherpanegyrik, denen Cassiodor



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. Hans-Ulrich Wiemer, Theoderich der Große. König der Goten – Herrscher der Römer. Eine Biographie, München 2018, S. 193–205.

verhaftet war, schenkt Boßhammer kaum Beachtung, sondern begnügt sich mit der bloßen Feststellung von Parallelen zwischen (spät-)antikem Herrscherlob und den »Variae« Cassiodors (S. 92f.).

Zum anderen werden für die Analyse der »Variae« wesentliche Fragen zu ihrer Entstehung nur am Rande berührt. Zwar schneidet der Autor die seit dem 19. Jahrhundert in der Forschung kontrovers diskutierte Frage an, ob das in den »Variae« transportierte politische Programm lediglich von Cassiodor ausformuliert wurde, im Kern aber den Ostgotenkönigen zuzuschreiben sei oder ob Cassiodor selbst Urheber der politischen Maximen gewesen sei (S. 25f.). Eine Positionierung vermeidet Boßhammer jedoch, sodass er das politische Gedankengut – ja selbst politische Entscheidungen – wahlweise den Königen oder Cassiodor zuschreibt, ohne dass in der Zuschreibung eine Systematik erkennbar ist. Dies führt dazu, dass die Amaler als Akteure mitunter gänzlich von der politischen Bühne verschwinden. Hier bietet sich ein Vergleich mit anderen zeitgenössischen Quellen aus dem Ostgotenreich als Kontrastfolie an, wie dem »Edictum Theoderici« oder dem »Panegyricus regi Theoderico« des Magnus Felix Ennodius, die nahelegen, dass das politische Programm unter Theoderich bereits weitgehend ausgeformt war, als Cassiodor in den Königsdienst eintrat². Obschon kurz erwähnt (S. 7, Anm. 25), hat überdies die umstrittene, aber einflussreiche These Shane Bjornlies, wonach Cassiodor seine Schreiben erst Mitte des 6. Jahrhunderts, während eines Aufenthalts in Konstantinopel überarbeitet, zusammengestellt und veröffentlicht haben soll, um nachträglich die Kollaboration italischer Eliten mit den Amalern zu rechtfertigen³, keinerlei Auswirkung auf die vorliegende Studie. Nimmt man Bjornlies These ernst, ließen sich über den ursprünglichen Inhalt und die ursprüngliche rhetorische Ausgestaltung der Schreiben, auf die es Boßhammer aber ankommt, kaum noch belastbare Aussagen treffen, sodass sie schwerlich als Quelle für die Regierung Theoderichs des Großen und seiner Nachfolger taugen könnten. Daher wäre eine kritische Diskussion nicht nur der These Bjornlies zu erwarten gewesen, um den eigenen Befunden ein stabileres Fundament zu geben.

² Stefan Krautschick, *Cassiodor und die Politik seiner Zeit*, Bonn 1983 (Habelts Dissertationsdrucke. Reihe Alte Geschichte, 17), S. 121; Hans-Ulrich Wiemer, *Theoderich der Große. König der Goten – Herrscher der Römer: Eine Biographie*, München 2018, S. 198.

³ Shane M. Bjornlie, *Politics and Tradition between Rome, Ravenna and Constantinople. A Study of Cassiodorus and the Variae, 527–554*, Cambridge 2013 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Ser. 4, 89), S. 331–333.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Frank T. Coulson, Robert Gary Babcock (ed.), The Oxford Handbook of Latin Palaeography, New York, NY (Oxford University Press) 2020, XXII–1052 p. (Oxford Handbooks), ISBN 978-0-19-533694-8, GBP 125,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Robert Friedrich, Greifswald

Man mag sich die jahrelange Arbeit nicht vorstellen, die die Herausgeber des neuen »Oxford Handbook of Latin Palaeography« gemeinsam mit zahlreichen Autorinnen und Autoren geleistet haben. Danken möchte man ihnen dafür umso mehr. Schon das Inhaltsverzeichnis mit seinen 63 Beiträgen macht deutlich, um was für ein Unterfangen es sich handelt. Es ist nicht möglich, auch nur einen Bruchteil der Ergebnisse hier vorzustellen, sodass Schwerpunkte gesetzt werden müssen.

Der Band ist in fünf Teile gegliedert, die die Ankündigung der Vorbemerkung umsetzen, eine »integral palaeography« zu bieten – also nicht nur die klassische Schriftgeschichte in den Blick zu nehmen, sondern den gesamten Kontext der Buchproduktion. Der erste Teil, der ca. die Hälfte des tausendseitigen Bands umfasst, widmet sich zunächst der Schriftgeschichte. Besonders hervorzuheben ist, dass – im Unterschied zu älteren Handbüchern – die spätantiken Schriften nicht nur im Prolog zu finden sind, sondern ein eigenes Kapitel erhalten haben. Überhaupt haben es sich die Herausgeber zur Aufgabe gemacht, bisher weniger beachtete Schriften ausführlich zu behandeln. Während viele Beiträge eher knappgehalten sind, erhält die westgotische Schrift nahezu doppelt so viel Raum wie die meisten anderen Artikel. Sehr erfreulich ist auch, dass der karolingischen Minuskel eine dreifache Binnendifferenzierung zuteilwird und sie so nicht als Monolith erscheint, sondern als diversen räumlichen und zeitlichen Veränderungen unterworfenen Schriftfamilie. David Ganz listet hier systematisch fast alle frühkarolingischen Schreibzentren in Frankreich und Deutschland mit ihren jeweiligen Schriftcharakteristika auf; etwas auf der Strecke bleiben hingegen die konkreten Kontexte der Entstehung der karolingischen Minuskel. Dies bietet wiederum Simona Gavinelli für die frühe italienische Carolina.

Den gotischen Schriften wird großer Raum gegeben, der auch Platz für geographische Differenzierung lässt, die über den westeuropäischen Fokus der älteren Paläographie hinausgeht und zum Beispiel einen Beitrag zur gotischen Schrift in Ungarn enthält. Den Abschnitt zu gotischen Schriften eröffnet allerdings ein einführender Beitrag von Albert Derolez, der die Generationen von Proseminaren verwirrende Frage der Nomenklatur gotischer Schriften aufgreift und von nun an als Referenz dazu gelesen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

werden kann. Zugleich bietet er eine Metadiskussion über Sinn und Unsinn von Nomenklatorsystemen in der Paläographie.

Teil II entfernt sich von den Schriften und wendet sich der materiellen Form von Handschriften zu, deren Produktion, *Mise-en-page* und Formaten. Auch stellt dieser Teil Arbeitstechniken vor und bietet zwei Beiträge zu neueren Forschungsrichtungen, wie der Anwendung quantitativer Methoden in der Buchgeschichte oder der vergleichenden Kodikologie. Hier hätte sich ein Beitrag zur stetig an Bedeutung gewinnenden Erforschung der Fragmentenüberlieferung angeboten.

Teil III greift in vier Beiträgen den kulturellen Kontext der Buchproduktion auf, die Schreiber und den Buchhandel, während Teil IV dies fortsetzt und ausgewählte mittelalterliche Skriptorien und Bibliotheken vorstellt. Diese Auswahl ist natürlich exemplarisch und reicht von Lindisfarne über Sankt Gallen bis Monte Cassino. Als Referenz zum Einstieg in die Arbeit kann wiederum der Überblicksaufsatz von Donatella Nebbiai dienen, der in einem Parforceritt durch das gesamte Mittelalter die wichtigen Fragen zur Skriptorien- und Bibliotheksgeschichte abhandelt und diese – soweit im knappen Umfang möglich – auch in gesellschaftliche Entwicklungen einordnet. Der fünfte und letzte Teil, »Varieties of Book Usage«, versammelt in sich sehr unterschiedliche Themen und umfasst Artikel zu verschiedenen Handschriftentypen (Rechtshandschriften, Stundenbücher, theologische Schriften) und zum Umgang mit Texten in Form von Glossen.

Der Band schließt mit einem Aufsatz zur Geschichte von Handschriften nach 1500 sowie einem Beitrag zur Handschriftenkatalogisierung, der ihr als Leitfaden dienen soll. Erschlossen wird er durch einen Handschriften- sowie ein Sach- und Personenindex. Hervorzuheben sind die Abbildungen, die die Ausführungen stets nachvollziehbar machen und sicherlich auch für die Lehre geeignet sein werden.

Es ist natürlich müßig zu bemängeln, was ein solches Buch alles nicht gemacht hat, aber noch hätte machen können. Insofern sind die folgenden Punkte nicht als Kritik zu verstehen, sondern eher als Hinweis an potenzielle Lesende, die beim Lesen des Titels noch andere Punkte erwartet haben – so wie auch der Rezensent. Die Herausgeber haben sich dafür entschieden, das mittelalterliche Buch in den Mittelpunkt zu stellen, dessen Produktion und Nutzung, wobei sie an vielen Stellen weit über die eigentliche Schriftgeschichte hinausgehen. Diese Entscheidung hat zur Konsequenz, dass andere Themen lateinischer Paläographie nicht oder nur kaum berücksichtigt werden. Dokumentarisches Schriftgut sucht man, bis auf einen etwas aus dem Kontext fallenden kurzen Artikel zu Urkundenformaten von Olivier Guyotjeannin, vergeblich, ebenso die Entwicklung lateinischer Schriften der Neuzeit. Einen verständlichen Grund für die Auslassung von Kanzleischriftgut liefert Derolez in seiner Systematisierung der gotischen Schriften: »Since chanceries are

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85041](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85041)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

accustomed to developing individual forms for the documents they issue in order to assure their authenticity, the number of different formal documentary scripts to be found in Europe is too large to be brought into a system« (S. 304).

Der Band wird für alle angesprochenen Themen erste Anlaufstelle sein. Nicht alle Beiträge werden (und können) für sich allein ausreichend zur Bearbeitung eines spezifischen Themas sein; man findet in ihnen jedoch eine Einführung und Wegweiser zu weiterführenden Arbeiten. Das Ziel der Herausgeber ist somit voll und ganz erreicht. Ihnen ist zu gratulieren und zu danken.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85041](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85041)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Deswarte, Georges Pon, Les cartulaires du prieuré fontevriste de Montazais (XII^e et XVI^e siècles). Édition et traduction. Avec la collaboration de Luc Bourgeois et Stéphane Perrault, Poitiers (Société des antiquaires de l'Ouest) 2020, 292 p. (Archives historiques du Poitou, 70), ISBN 978-2-916093-26-0, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Le prieuré de Montazais, dépendant de l'abbaye de Fontevraud, fut fondé entre 1124 et 1127. Il abritait une communauté de moniales dirigée par une prieure, mais comptait aussi, à l'origine, des moines – un prieur est épisodiquement évoqué. Chose rare, il est connu par deux «cartulaires», deux manuscrits en tout cas. Le premier, encore conservé vers 1850 aux archives départementales du Maine-et-Loire, a disparu depuis lors, mais est connu par une copie et une édition réalisées par Léon Faye. Il s'agissait d'un petit codex de deux feuillets seulement, réalisé sans doute vers 1150 et comprenant 26 notices de tradition datant au plus tard de 1140, généralement très brèves, et qui ne sont jamais datées.

Le second manuscrit, conservé aux archives du Maine-et-Loire sous la cote 186 H 3 [18], date sans doute des années 1527–1530, dans un contexte de réforme du prieuré à la suite, plus généralement, de la réforme de l'abbaye. Constitué aujourd'hui de 28 folios, il contient dans son état actuel 164 documents, essentiellement des notices de tradition, mais en contenait au départ 26 de plus, que nous connaissons grâce à la copie de ce cartulaire faite par dom Fonteneau au XVIII^e siècle. Était-il plus long à l'origine, et en ce cas aurait-il perdu des folios ou des cahiers avant même la copie de dom Fonteneau? Les éditeurs relèvent que la copie commence par le mot *primo*, suggérant qu'il y eut d'autres cahiers, mais le mot peut tout aussi bien renvoyer à la première notice.

Quoi qu'il en soit, les actes copiés sont presque tous des notices, et souvent de petites notices de tradition; ils sont antérieurs aux années 1210, et constituaient donc un ensemble ancien – mais pas obsolète – quand ils ont été copiés peu avant 1530. Une main a copié les 21 premiers feuillets, puis a été remplacée successivement par trois autres mains.

Les éditeurs nous livrent donc ici une édition et une traduction – le fait est assez rare pour être souligné et apprécié – de l'ensemble des actes, qu'ils soient connus par le premier ou le second cartulaire ou par la copie de dom Fonteneau. L'ensemble est très bien fait.

Les deux tâches plus complexes qui attendaient les éditeurs sont la datation des actes, et l'identification des sources. Rares sont



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

en effet les actes datés (une liste des actes datés eût été utile). On procède donc par recoupements, à partir des actes qui soit contiennent une date, soit mentionnent un personnage connu, pour proposer des dates approximatives. Il faudrait peut-être un peu plus de prudence, les risques d'homonymie, notamment entre père et fils, n'étant pas minces; d'autre part un même personnage peut être cité pendant vingt, trente voire quarante ans. À cet égard il aurait pu être intéressant de voir si les personnages cités étaient également mentionnés dans d'autres archives monastiques de la région.

Mais quelle était la source de ces deux cartulaires, et le second copie-t-il le premier? Thomas Deswarte et Georges Pon sont d'avis que le second comme le premier, étaient tirés d'une »pancarte«. C'est tout à fait possible, et on sait que la vallée de la Loire (Montazais en est éloigné, mais Fontevraud est très proche du fleuve) est une des terres d'élection de la pancarte. Mais le format codex (comme le premier cartulaire, en réalité), sous la forme en fait d'un *liber traditionum*, est tout à fait possible aussi.

Quoi qu'il en soit, on remerciera Thomas Deswarte et Georges Pon d'avoir eu l'excellente idée d'éditer et de traduire ces cartulaires peu connus, qui permettent de jeter un regard très local et très concret sur une société rurale au XII^e siècle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Robert Gallagher, Edward Roberts, Francesca Tinti (ed.), The Languages of Early Medieval Charters. Latin, Germanic Vernaculars, and the Written Word, Leiden (Brill Academic Publishers) 2021, XVI-548 p., 7 maps, 23 fig., 9 tabl. (Brill's Series on the Early Middle Ages. Continuation of the Transformation of the Roman World, 27), ISBN 978-90-04-42811-9, EUR 134,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Schneider, Marne-la-Vallée

Am Anfang stand ein Forschungsprojekt zu den volkssprachlichen Aspekten mittelalterlicher Urkunden, das 2014 von Francesca Tinti an der Universität des Baskenlandes (Vitoria-Gasteiz, Spanien) lanciert wurde. Im Rahmen dieses Projekts haben mehrere Treffen in Leeds und anderswo stattgefunden. Zwölf Beiträge aus diesen Workshops, vermehrt um eine grundlegende Einleitung und einen Epilog, haben den Weg in den anzuzeigenden Band gefunden, der wohl nicht zufällig im Untertitel eine Anspielung auf das vieldiskutierte und wegbereitende Buch von Rosamond McKitterick enthält, in welchem sie neue Beobachtungen zur Mehrsprachigkeit und zum Stand der Schriftlichkeit in der Karolingerzeit vorgestellt hatte¹.

Das Buch, das getrost als Meilenstein bezeichnet werden darf, setzt den Fokus mit drei Ausnahmen ganz auf die urkundliche Überlieferung vom 8. bis zum 13. Jahrhundert, die aus den verschiedensten Blickwinkeln untersucht und auf ihre volkssprachlichen Elemente sowie deren Tragweite überprüft wird. Der Kreis der zwölf Autorinnen und Autoren bildet ein europaweites Interesse an der Frage nach der Sprache der Urkunden und den Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, ab. Fünf von ihnen sind Philologen. So lässt sich in verschiedenen räumlichen Kontexten der Übergang vom Miteinander des Latein und der Volkssprache, die in den Ortsnamen oder rechtlichen Fachbegriffen, manchmal auch in Form deutlich romanisierter Passagen des lateinischen Urkundentexts vorkommt, hin zu überwiegend oder vollständig nichtlateinisch geschriebenen und wohl auch konzipierten Urkunden oder Güterverzeichnissen beobachten; dabei kann die Chronologie dieser Prozesse freilich stark voneinander abweichen. Bekanntlich zeigt die altenglische Überlieferung über die Übersetzungsleistung hinausgehende Texte früher als auf dem Kontinent.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Rosamond McKitterick, *The Carolingians and the Written Word*, Cambridge 1989.

Im ersten Kapitel, das mehr als eine Einführung bietet, gibt Francesca Tinti einen exzellenten Überblick über die sprachliche Situation im frühmittelalterlichen Europa. Dabei resümiert und korrigiert sie die alte Lehre, dass dank Hrabanus Maurus (†856) die volkssprachliche Literatur im Frankenreich besonders gediehen sei. Sie zeigt zugleich, dass die Abkehr von der Idee einer Sprachgrenze immer noch neu für manchen Historiker ist und wie das Konzept der Diglossie durch den *Multilingualism* ersetzt wurde. Erwartungsgemäß begründet sie, wieso die urkundliche Überlieferung für die Frage nach der gesprochenen Sprache so wichtig ist, und weist darauf hin, dass die in den letzten Jahren vorgenommene Neubewertung der Urkunden in England und dem Ostfrankenreich den Abstand relativiert, sodass England nicht mehr als die große Ausnahme in der volkssprachlichen Schriftkultur gelten kann. Ergänzend zu diesen Beobachtungen liest sich der Beitrag von Rosamond McKitterick, die einen Rückblick auf die Arbeiten zu »Charters, Languages, and Communication« mit reichen Literaturnachweisen gibt und ihre These erneuert, dass die lateinische Sprache für die Eliten als »element of cohesion in a highly diverse world« zu verstehen ist (S. 22), der Zugang zur Schriftlichkeit jedoch nicht nur einer kleinen klerikalen Elite vorbehalten war.

Im Anschluss daran zeichnet Wolfgang Haubrichs mit diversen (Text-)Belegen souverän die zweisprachige (Vor-)Geschichte (!) des Karolingerreichs nach. Er beobachtet hierbei zwei sprachliche Integrationsprozesse im Frühmittelalter: die jahrhundertelange Romanisierung lateinischsprachiger Randgebiete des Römerreichs mit der Integration germanischsprachiger Immigranten, zugleich aber auch die Germanisierung lateinischsprachiger Randgebiete, die romanische Inseln absorbierten. Solange *Multilingualism* in den Kontaktzonen selbstverständlich war, schlug er sich nicht in Texten nieder; erst ab dem 8. Jahrhundert wird er schwächer und damit für die Forschung greifbar und interessant.

In einem weiteren Beitrag widmet sich Bernhard Zeller, einer der besten Kenner des frühmittelalterlichen Sankt Galler Urkundenbestandes, der Suche nach Spuren des Übergangs vom Latein zum gesprochenen Romanisch. Etwa 50 der über 800 im Stiftsarchiv erhaltenen Urkunden vor dem Jahr 1000 kommen aus dem schweizerischen Teil Rätiens, das im Frühmittelalter stärker auf Gallien ausgerichtet war; einige der Urkunden bilden Unterschiede in Schrift, Sprache und den verwendeten *formulae* ab und dokumentieren somit die nicht nur sprachlich unterschiedlichen Traditionen in der Alemannia und in Rätien. Der rätische Hintergrund der Urkunden(-schreiber) äußert sich nicht nur in romanischen Orts- und Personennamen, sondern etwa auch in romanisierten Formen lateinischer Wörter und im Satzbau. Damit ist die alte Frage angesprochen, ob das nicht-klassische Latein der (überwiegend) merowingerzeitlichen Urkunden und anderer Texte mit stark abnehmenden Sprachkenntnissen zu erklären ist oder schlicht eine Dokumentation des sich vulgarisierenden gesprochenen Lateins darstellt, was der aktuellen Einschätzung der Forschung entspricht (vgl. die Arbeiten von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Banniard, Roger Wright oder, gerade im Bereich der Urkunden, von Martin Glessgen)². McKitterick hatte allerdings schon 1989 auf die besondere sprachliche Situation Sankt Gallens hingewiesen, die eine Entscheidung zugunsten der gesprochenen Sprache oder zulasten der Sprachkenntnisse eines nichtromanischen Schreibers schwierig mache. Zeller nuanciert hier und verweist zum einen auf die Auswirkungen der bekannten karolingischen Reformen, die sich im Latein klösterlicher Schreiber beobachten lassen, nicht aber bei den von ihm nachgewiesenen nicht-monastischen lokalen Schreibern, die im Laufe des 9. Jahrhunderts offenbar verschwinden. Zum anderen sieht er bei den Urkunden mit rätischem Kontext kaum Veränderungen im Lateingebrauch zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert, was er mit der Hypothese eines bewussten Verharrens aufgrund der romanischen Adressaten der Urkunden erklärt.

Annina Seiler vergleicht die unterschiedlichen Schreibweisen nach volkssprachlichem Usus oder in latinisierter Form in den frühen angelsächsischen Urkunden mit dem Phänomen des *code-switching* der gesprochenen Sprache und liest dies als möglichen Ausdruck sozialer Abstufung. In den Sankt Galler Urkunden finde dies seine – allerdings deutlich weniger prononcierte – Entsprechung in den stilistischen oder orthografischen Unterschieden zwischen Vorakt und endgültiger Form der Urkunde. Auch Edward Roberts und Francesca Tinti nutzen das Konzept des *code-switching* im Sinne einer Kompetenz der Sprecher, zwischen zwei Ebenen derselben Sprache wechseln zu können, und finden es im bewussten Einsatz von Altenglisch oder dem Fränkisch des Ostfrankenreichs in Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts dokumentiert, was wiederum in Anlehnung an Walter Pohl als »marker of social distinction« (S. 218) gewertet wird.

Anhand zweier kurzer Güterverzeichnisse des 10. Jahrhunderts aus Essen und Werden beleuchtet Stefan Esders die Schwierigkeiten bei der Analyse dieser äußerst seltenen Quellengattung in der Volkssprache (Abdruck mit englischer Übersetzung S. 382, 391). Mit dem bedeutenderen »Freckenhorster Heberregister« (11. Jahrhundert) sind diese altsächsischen Listen oder Register die einzigen bekannten Beispiele im deutschen Sprachraum, was Esders aber nicht mit dem eingeführten Argument kultureller und sprachlicher Eigenheiten der Ruhrregion im Frühmittelalter erklärt, sondern durch Fragen nach Mitüberlieferung und Funktion der Texte. Das Schlüsselwort ist hier die Kommunikationssituation, die er etwa für die Essener Heberolle im wiederkehrenden Kontakt der Propstin mit den wohl lateinunkundigen Hofverwaltern des

² Zur damaligen Situation der Forschung siehe [Marc van Uytvanghe, Histoire du Latin, protohistoire des langues romanes et histoire de la communication. À propos d'un recueil d'études, et avec quelques observations préliminaires sur le débat intellectuel entre pensée structurale et pensée historique](#), in: Francia 11 (1983), S. 579–613; vgl. aktueller James Adams, Nigel Vincent (Hg.), Early and Late Latin. Continuity or Change? Cambridge 2016.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

Essener Stifts einerseits und den Bierbauern andererseits, für die die Abgaben der neun genannten Höfe des Registers bestimmt waren, sieht. Mit einer weit ausholenden skrupulösen Analyse der mitüberlieferten sogenannten altsächsischen Allerheiligenpredigt und der altsächsisch glossierten Predigten Gregors des Großen kann er die Etablierung des Allerheiligenfestes in Essen als Funktionszusammenhang für die drei so unterschiedlichen in der Handschrift vereinigten Texte glaubhaft machen: volkssprachig glossierte Predigtmuster, ein volkssprachiger Text zur Rechtfertigung und Preisung dieses vergleichsweise neuen Festtags sowie eben das Güterverzeichnis mit expliziter Fälligkeit der Abgaben zum »Fest unserer Herren« (*te usero herino misso*) werden hier für den angemessenen Ablauf des Allerheiligenfestes zur Verfügung gestellt.

In einer Untersuchung der Dorsalvermerke angelsächsischer Urkunden können Robert Gallagher und Kate Wiles eine Standardisierung beobachten, die kurz vor Mitte des 10. Jahrhunderts einsetzt, auch wenn sie im Vergleich zur Archivierungspraxis in Sankt Gallen rudimentär wirke und auch keine Vorakte bekannt seien. Hilfswissenschaftliches Instrumentar kommt auch in Beiträgen zum Gebrauch von Formeln in den altenglischen *writs*, einer Art königlicher Erlasse (Albert Fenton), oder zur Volkssprache im Kontext pragmatischer Schriftlichkeit bei Urkunden und auf Münzen zum Einsatz, wobei letztere keine gesicherten Schlüsse auf den Grad der Literalität in der angelsächsischen Gesellschaft erlauben (Rory Naismith). Auch eine Gruppe wenig bekannter, mitunter nur zufällig überlieferter lateinischer und altenglischer Gebrauchstexte und Inschriften aus verschiedensten Zusammenhängen kann unter die Oberbegriffe Verwaltung und *commemoratio* gefasst werden (Kathryn A. Lowe). Hier wie auch im Beitrag von St. Esders ist somit der seltene Fall eines volkssprachigen Güterverzeichnisses dokumentiert. Weitere Beiträge behandeln Elemente der Zweisprachigkeit in norditalischen Urkunden (Marco Stoffella) oder in Grenzbeschreibungen aus dem frühmittelalterlichen Cornwall (Charles Insley).

Am Ende des Bandes spannt Janet Nelson einen umfassenden Bogen vom Forschungsüberblick und der Bestimmung des Standortes der Beschäftigung mit der Sprache der Urkunden aus historiografischer und philologischer Perspektive über die Vorstellung der je untersuchten Corpora aus Urkunden und Listen bis hin zu gar nicht marginalen Aspekten von Dorsalnotizen oder Münzen, die zu mitunter überraschenden Erkenntnissen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der insularen und kontinentalen Überlieferung des frühen und hohen Mittelalters führen.

Das Buch ist in jeder Hinsicht sorgfältig und ansprechend gemacht und vereinigt große mit weniger bekannten Namen. Sechs Karten, zahlreiche Grafiken, Tabellen und in der Regel farbige Abbildungen der behandelten Urkunden sowie ein Register der Orts- und Personennamen – jedoch kein gemeinsames Literaturverzeichnis

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85044](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85044)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

– tragen zur guten Benutzbarkeit des kollektiven Werkes bei: dass dies vielfach und mit Gewinn geschehen wird, darf mit Sicherheit angenommen werden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85044](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85044)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Guy Geltner, Roads to Health. Infrastructure and Urban Wellbeing in Later Medieval Italy, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 2019, X-259 p., 15 ill., 4 maps (The Middle Ages series), ISBN 978-0-8122-5135-7, USD 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gisela Naegle, Gießen/Paris

Im Zentrum der Monografie stehen sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn die »Wege« (*roads*) zur Gesundheit in spätmittelalterlichen italienischen Städten. Es geht hier um Methoden der Gesundheitssicherung und -politik, der Prävention und – ganz konkret – um die Schaffung, Instandhaltung und Verwaltung der erforderlichen Infrastruktur, zu der u. a. auch Straßen, Wege und Plätze gehörten. Das Buch gliedert sich in einen Prolog zu Rom im Jahr 1306, eine Einleitung und fünf Kapitel: »Wege (*roads*) zur Gesundheit«, drei Fallstudien (Lucca, Bologna, Piemont, besonders Pinerolo), ein vergleichendes Kapitel zu Entwicklungen in anderen Teilen Europas, dem Mittleren Osten, Asien und Amerika sowie eine abschließende Bilanz. Zwei Anhänge zu in Lucca verhängten Geldbußen (I, frühes 14. Jh. oder Mitte 14. Jh.) und die Edition und englische Übersetzung von durch dortigen Amtsträgern erlassenen volkssprachlichen Verordnungen (II, Juli–November 1347) ergänzen gemeinsam mit Hinweisen zu Datierung, Maßen und Gewichten sowie einem Quellen- und Literaturverzeichnis die Darstellung.

Die Einleitung gibt einen Überblick über den Forschungsstand, die Methoden und Struktur der Untersuchung. Der Autor beruft sich auf eine große Fülle unterschiedlicher theoretischer Konzepte, die teilweise in Zwischentiteln aufgegriffen werden: »Governmentality and Biopower« (S. 13–17), »Healthscaping and Harm Reduction« (S. 17–22) und »Urban Spaces, Places and Actants« (S. 22–27). Bezüglich der *governmentality* beruft sich Geltner auf Michel Foucault (S. 13), ebenso für seine Definition von *biopolitics*. Ergänzend nimmt er auf Überlegungen zur Sozialdisziplinierung Bezug und auf Autoren wie Paul Rabinow, Nikolas Rose (»Thoughts on the Concept of Biopower Today, 2003«). Besonders wichtig für den weiteren Gang der Untersuchung ist der Begriff des *healthscaping*, der ursprünglich von Tom Farley und Deborah Cohen (»Prescription for a Healthy Nation«, Boston, 2005) in die gesundheitspolitische Debatte der USA des 21. Jahrhunderts eingeführt wurde. Für sein Studienobjekt schlägt Geltner eine weiter gefasste Definition vor: »... the physical, social, legal, administrative, and political process of providing urban environments with the means to promote resident's health, safety, and wellbeing« (S. 20). Dabei handele es sich nicht nur um ein mittelalterliches Ideal, sondern auch um eine gemeinsame, von Stadtregierungen, Gerichten, Handwerkskorporationen, Armeen, der Kirche und anderen Gruppen in der Praxis verfolgte Politik.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Healthscaping und *harm reduction* hingen eng miteinander zusammen. Letztere verfolge nicht das Ziel, zu heilen, sondern das Auftreten von Krankheiten durch Präventionsmaßnahmen zu verhindern und Betroffene schon im Vorfeld zu schadensvermeidendem Verhalten zu veranlassen. Diese Strategie sei bereits von den spätmittelalterlichen italienischen Städten in ihrer Verordnungstätigkeit zu Abfallbeseitigung, Tierhaltung, Wirtshäusern, Werkstätten und Marktplätzen verfolgt worden (S. 21f.). Hinsichtlich des Raumaspekts setzt sich Geltner mit den Thesen von Jürgen Habermas, Henri Lefebvre, Bruno Latour, der sogenannten *actor-network theory* (ANT) und dem Begriff des *soundcaping* auseinander. Er diskutiert Ergebnisse Michel de Certeaus und greift auf den von James C. Scott geprägten Begriff der *weapons of the weak* zurück, um zu zeigen, dass bei der Gesundheitsfürsorge Impulse durchaus auch von unten ausgehen konnten. Die methodische Seite ist ein zentrales Anliegen: »The present book has been consciously written with an eye toward countering the historiographical magnet of modernity and fostering a new conversation by suggesting that several analytical frameworks and concepts strongly associated with modernity (ANT, hybridity, the public sphere, healthscaping and harm reduction, governmentality and biopower) may also be relevant to earlier eras, if only as discursive bridges« (S. 168).

Der Verfasser kritisiert bisherige Forschungsmeinungen und eine teleologische Perspektive, die von einem ständigen Fortschritt medizinischer Maßnahmen und der Versorgung ausgeht. Er möchte vor allem die »Tyrannei« (Geltner) der historiografischen These von der entscheidenden Rolle der Pestepidemien (und besonders der großen Pestwelle um 1348) als Stimulus für die Einrichtung eines öffentlichen, städtischen Gesundheitswesens widerlegen (S. 27). Auch vor den Pestwellen habe es bereits Präventionsmaßnahmen und eine städtische Gesundheitspolitik gegeben. *Healthscaping*, koordinierte gesundheitspolitische und prophylaktische Maßnahmen bzw. entsprechende Diskurse gab es demnach, anders als häufig postuliert, nicht erst ab dem 18. Jahrhundert.

Das erste Kapitel stellt Regelungen italienischer Stadtstatuten zu den Ämtern der »Straßenmeister« (lat. *viarii*, *camparii*, weitere volkssprachliche Bezeichnungen), mittelalterliche medizinische Diskurse (Galen, Miasmen-Theorie) und das untersuchte Quellenkorpus vor, das sich – abgesehen von den drei vertieften Fallstudien zu den *viarii* von Lucca, Amtsträgern aus Bologna und den *camparii* von Pinerolo – auf 154 Texte aus 118 Städten und sonstigen Ortschaften bezieht (S. 38). Bei solchen Ämtern kam es teilweise zu einer Spezialisierung, z. B. auf »Land« (Straßen, Plätze, Felder) oder »Wasser« (Wasserwege, Brunnen, Abflusskanäle, Bewässerung, usw.).

Im zweiten Kapitel stehen die *viarii* von Lucca und die von ihnen ausgeübte Gerichtsbarkeit einschließlich gestaffelter Geldbußen für Regelverstöße und Anreize zur Anzeige im Mittelpunkt. Das dritte Kapitel ist dem *Fango* (dt. Dreck / Schlamm)-Amt von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bologna gewidmet. Es umfasst u. a. die Entstehungsgeschichte dieses Amtes (1252 wurden die Verantwortlichen noch als *suprstantes viarum et aquarum* bezeichnet, 1256 als *soprastanti ... ad fanghum per civitatem*, S. 87f.), Verfahrensabläufe und Wege zur Anzeige von Vergehen bzw. die Rolle von Frauen, den Gender-Aspekt und die relative Häufigkeit bestimmter Deliktstypen und -sektoren: Abfallbeseitigung, Tierhaltung, Nachlässigkeit, Handel, Behinderung des Durchgangs, Sicherheitsgefahr, verbotenes Spiel usw. Das vierte Kapitel behandelt das Piemont, vor allem die *camparii* (Feldmeister) der Stadt Pinerolo. Der Name verweist sowohl auf den ursprünglich ländlichen Charakter dieses Amtes als auch auf die in den übrigen Kapiteln angesprochene Bedeutung des Um- und Hinterlandes für städtische Gesundheitspolitik und Versorgung. Für Pinerolo sind Register zu den Aktivitäten der *camparii* seit dem späten 13. und frühen 14. Jahrhundert überliefert. Es gab Parallelen in weiteren piemontesischen Städten und Ortschaften.

Das fünfte Kapitel ordnet die italienischen Fallbeispiele in einen gesamteuropäischen und weltweiten Rahmen der Vormoderne ein. Angesprochen werden u. a. antike römische und byzantinische Vorstellungen über *salubritas* (Vitruv, † ca. 15 n. Chr.), Varro, Militärtraktate zu Armee und Lagereinrichtung (»De re militari« von Vegetius, 4./5. Jh.), Strategikos von Onasander (1. Jh.), Ideen des mittelalterlichen Mönchtums, Anlage bzw. Ortswahl von Klöstern (Zisterzienser, Clairvaux, griechische Klöster wie Athos; Beginenhäuser usw.), mehrere europäische Regionen, das Thema der Prävention in der islamischen Welt und Asien (Japan, China, Thailand, Korea, Indien, Bhutan), Südamerika und ehemalige europäische Kolonien usw.

Die meisten dieser Gebiete werden allerdings nur kurz angerissen. Bei einem Gesamtumfang des Buches von 259 Seiten bleibt dieser an sich zwar sehr interessante Ausblick notwendigerweise, gerade im Vergleich zu den elaborierteren »italienischen« Teilen eher oberflächlich. Es wird zwar mehrsprachige Forschungsliteratur (vor allem aus dem angelsächsischen Sprachraum, Italien, teilweise Frankreich etc.) herangezogen, angesichts des relativ geringen Umfangs war dies naturgemäß jedoch nicht für alle angesprochenen Gebiete und Epochen gleichermaßen möglich. So wird festgestellt: »Given the relative wealth of local repositories in Germany and the Baltic basin, for instance, we may expect to become far more knowledgeable about the region's earlier prophylactic traditions in due time and given adequate attention, especially to imperial and Hanseatic towns« (S. 145).

Die bereits durchgeführten zahlreichen Studien zum Gesundheitswesen und Hospitälern von Reichsstädten (z. B. Nürnberg und andere Reichsstädte, elsässische Städte), weitere deutschsprachige Forschungen, vergleichende Sammelbände (z. B. von Neithard Bulst, Karl-Heinz Spieß, Michael Matheus oder Gisela Drossbach) und Quellenkunden, ebenso wie die Untersuchungen von Michel Pauly zu Luxemburg und dem Rhein-Maas-Raum oder eine Reihe von französischsprachigen Forschungen zur



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

jüngeren Hospitalgeschichte sowie Hospitallandschaften und der eng damit verbundenen Armenfürsorge fehlen jedoch in der Bestandsaufnahme. Inwieweit die bibliografischen Hinweise zur außereuropäischen Welt ein repräsentatives Bild des aktuellen Forschungsstands vermitteln, sei der Beurteilung diesbezüglicher Experten überlassen.

Insgesamt liegt die Bedeutung des Buches besonders darin, dass es zur Diskussion über methodische und theoretische Fragen und über die Anwendbarkeit traditioneller und neuerer Forschungsparadigmen auf vormoderne Verhältnisse auffordert. In dieser Hinsicht ist die Studie sehr anregend, auch dadurch, dass hier nicht nur der kurative Aspekt oder die in zahlreichen Einzelfallstudien zu städtischen Hospitälern behandelten Gesichtspunkte, sondern die Frage nach Prophylaxe und städtischer Gesundheitspolitik als solche im Vordergrund stehen. Methodisch und als Diskussionsanstoß ist die Darstellung deshalb von sehr hohem Interesse.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85045](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85045)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Annette Grabowsky (Hg.), Der Streit um Formosus. Traktate des Auxilius und weitere Schriften, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2021, CCCLXII–404 S., 1 Abb., 7 Tab. (Monumenta Germaniae Historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters, 32), ISBN 978-3-447-11377-9, EUR 130,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laurent Jégou, Paris

Annette Grabowsky livre, avec l'édition des traités d'Auxilius, la version révisée d'une thèse soutenue en 2012 à l'université de Tübingen, sous la direction de Wilfried Hartmann. L'ouvrage paraît dans la collection «Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters», en un volume de plus de 700 pages qui fait honneur à la tradition monumentiste par un travail d'édition, un appareil critique et une présentation d'une grande qualité. L'auteure y fait la démonstration de sa grande connaissance du contexte politique et ecclésial ainsi que des réalités canoniques de la fin du IX^e et du début du X^e siècle. La présentation expose avec un luxe de détails, sur 360 pages, des considérations sur l'auteur, sur le contexte de rédaction avant de présenter les différents traités (contenu, datation, sources, intertextualité) et les manuscrits. L'auteure ne fait l'économie d'aucune des pistes qu'elle a suivies pour comprendre, puis analyser les textes et leurs enjeux.

L'événement qui est à l'origine du corpus édité est célèbre: à la fin de l'année 896 ou au début de l'année 897, plusieurs mois après sa mort, le corps du pape Formose (891–896) fut exhumé sur l'ordre d'un de ses successeurs, Étienne VI, pour être présenté en concile. Le défunt pape fut revêtu des attributs pontificaux, placé sur le siège apostolique pour être jugé. Il fut accusé d'avoir brigué le siège romain par ambition, d'avoir abandonné son siège de Porto et d'avoir rompu le serment prêté au concile de Troyes en 878 de ne plus revendiquer de siège épiscopal. Au terme du concile, son pontificat fut déclaré illégitime, les ordinations qu'il avait prononcées furent invalidées. Son corps fut alors, selon les sources, jeté dans le Tibre ou déposé dans une fosse commune avant que le pape Théodore (898) ne réhabilite sa mémoire et lui redonne sa place dans le sépulcre des papes. L'affaire ne s'arrêta pas là puisqu'en 904, un nouveau concile eut lieu, présidé par le pape Serge III (904–911), qui invalida les ordinations de Formose et imposa aux clercs concernés une réordination.

Le présent ouvrage présente brièvement ces événements, mais le concile cadavérique n'est pas le cœur du propos. Le travail d'Annette Grabowsky est consacré aux répliques provoquées par cette «ultime grande secousse du IX^e siècle romain» (Pierre Toubert): ce sont les débats canoniques suscités par l'invalidation de ces ordinations qui ont engendré les écrits de défense d'Auxilius. On dispose avec cette édition de l'ensemble



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de ses œuvres polémiques, traités, collections canoniques, textes préparatoires composés pour aborder la question des réordinations, que refusèrent Auxilius et son commanditaire, l'évêque de Naples Étienne.

Identifier l'auteur de ces textes n'est pas une mince affaire. L'auteure explore toutes les pistes concernant son identité. La tâche est ardue: le nom même d'Auxilius n'apparaît que dans la dédicace d'une lettre adressée à Léon de Naples, et encore ne s'agit-il peut-être que d'un nom d'emprunt, celui d'un destinataire d'une lettre de saint Augustin consacrée à l'excommunication injuste. Annette Grabowsky exploite les rares indices disponibles pour reconstituer le parcours d'Auxilius: ce prêtre originaire d'Italie méridionale se rendit à Rome pour recevoir l'ordination de la part de Formose. Il semble avoir vécu quelques temps à Rome, ce que montre sa bonne connaissance des péripéties locales, avant de prendre le chemin de l'exil sous le pontificat de Serge III et de trouver refuge auprès de l'évêque Étienne, à Naples, où il est devenu une figure majeure du mouvement de résistance. Car s'il est une chose assurée à propos d'Auxilius, ce sont ses convictions concernant le sort et les aléas canoniques qui touchèrent un certain nombre de prêtres et d'évêques italiens du début du X^e siècle: toute son œuvre est motivée par la volonté de démontrer la validité des ordinations prononcées par le pape Formose et, partant, l'illégitimité des réordinations imposées par Serge III. Ses pamphlets illustrent à quel point la situation créée par le schisme formosien a été douloureuse. On mesure cette affliction dans l'incipit du premier de ces pamphlets, qui reprend la complainte du prophète Jérémie (Jr 9, 1): »Qui changera ma tête en fontaine et mes yeux en source de larmes?«

Il s'employa à démontrer son bon droit dans les divers traités rassemblés ici: deux livres réunis sous le titre »In defensionem sacrae ordinationis papae Formosi« (904 et 908), le »Libellus in defensionem Stephani episcopi« (908), deux œuvres éditées succinctement par Ernst Dümmler en 1866; la collection canonique »De ordinationibus a Formoso papa factis« (911), le dialogue »Infensor et defensor« (avant 911), édités par Jean Morin en 1655, qui ont servi à l'édition de la »Patrologie Latine«. Annette Grabowsky y ajoute une note historique sur l'histoire des papes vers 900, préparatoire au »Libellus in defensionem Stephani episcopi«, une lettre de Rodelgrim et Guiseldard adressée »à Naples«, sans doute en réponse à une consultation de nature juridique, ainsi qu'un fragment canonique, tous trois reliés aux précédents dans la tradition manuscrite. Celle-ci est assez restreinte, puisque seuls dix manuscrits ont été conservés, dont trois sont des copies modernes, et aucun ne contient tous les textes. L'auteur s'attache tout particulièrement à la description du manuscrit du X^e siècle conservé à Bamberg (Staatsbibliothek, Msc. Can. 1), le plus complet. Son analyse codicologique permet d'une part de mieux comprendre ce qui fait l'homogénéité du corpus, d'autre part de dissocier les écrits d'Auxilius de ceux d'un autre défenseur de l'action de Formose, Vulgarius, qui a parfois été confondu avec le premier, mais dont les œuvres étaient à l'origine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dissociées dans un second codex, avant d'être rassemblées avec celles d'Auxilius dans le manuscrit de Bamberg.

L'édition des textes, l'exhumation de certains autres et le très riche appareil critique s'accompagnent d'analyses indispensables à la compréhension du contexte troublé du début du «siècle de fer». L'historienne montre ainsi le prestige de la papauté, qui s'observe par le grand nombre d'ordinations faites à Rome, où les clercs se pressaient auprès du pape. Ce point permet à Annette Grabowsky de mettre en lumière un argument original sur les deux corps du pape et la signification canonique de l'ordination pontificale: on venait à Rome se faire ordonner par saint Pierre, ce qui permet à Auxilius de contourner habilement la question de la condamnation de son vicaire. Sont également abordés les principes de l'élection pontificale et de sa canonicité, la consécration et sa validité lorsque le consécrateur se révèle illégitime.

La méthode de travail d'Auxilius est présentée en détail. L'argumentation canonique s'articule autour de trois thèmes importants: la translation épiscopale d'un siège à un autre, la réordination, la résistance à des décisions illégitimes. Pour ce faire, Auxilius mobilise l'équipement de base du canoniste médiéval: les canons conciliaires (principalement grecs, avec Nicée comme référence principale), Grégoire le Grand, Léon le Grand, Jérôme, Augustin, les fausses décrétales (en particulier le Ps.-Anterius, en raison de la place qu'y occupe la question du transfert épiscopal), la »Concordia canonum« de Cresconius ainsi que le traité »De episcoporum transmigratione« composé à la fin du IXe ou au début du Xe siècle. Il n'est pas un grand canoniste, mais un habile compilateur, dont le travail est dépendant du matériau canonique romain mais que la résidence napolitaine, hors du ressort temporel du pape, place à l'abri de toute mesure coercitive.

Avec cette édition de grande qualité, Annette Grabowsky ne met pas seulement à disposition des chercheurs un ensemble de textes qui remplace les éditions anciennes de Morin et Dümmler. Elle apporte les éléments nécessaires pour appréhender cette période mal connue de l'histoire romaine et italienne, à l'orée du Xe siècle.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85046](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85046)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Gerda Heydemann, Helmut Reimitz (ed.),
Historiography and Identity. Vol. 2: Post-Roman
Multiplicity and New Political Identities, Turnhout
(Brepols) 2020, VIII–359 p. (Cultural Encounters
in Late Antiquity and the Middle Ages, 27),
ISBN 978-2-503-58470-6, EUR 95,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laury Sarti, Freiburg im Breisgau

Bei der zu rezensierenden Publikation handelt es sich um den zweiten von insgesamt sechs Bänden, die unter dem Reihentitel »Historiography and Identity« im Rahmen der vom österreichischen Wissenschaftsfond geförderten Forschungsgruppe »Visions of Community« (2011–2019) entstanden sind. Ziel war, methodisch die Funktionen von Identität in der post-römischen Geschichtsschreibung zu ergründen. Der von Gerda Heydemann und Helmut Reimitz herausgegebene Band II umfasst neben Danksagung, Einleitung und Index insgesamt elf Aufsätze. Die von Reimitz verfasste Einleitung (S. 1–26) sowie ein erster Beitrag von Walter Pohl (S. 27–70) führen in das Thema ein. Es folgen vier Beiträge mit Bezug auf Italien (S. 71–146 und 319–351), jeweils zwei mit Fokus auf Iberien (S. 237–298), die iro-britannischen Inseln (S. 147–160 und 297–318) und die fränkischen Welt (S. 161–236). Der Band zeigt damit geografisch ein breites Panorama auf. Eine Schlussfolgerung, welche die Ergebnisse der einzelnen Beiträge nochmals hätte bündeln können, fehlt; es finden sich aber entsprechende Ansätze in den beiden einführenden Beiträgen.

Ziel dieses Aufsatzbandes ist, die sozio-politischen Funktionen von Geschichtsschreibung in den verschiedenen Regionen des nachrömerzeitlichen Europa zu untersuchen und dabei vor dem jeweiligen historischen Kontext zu fragen, wie mit vorhandenen politischen, ethnischen und religiösen Identitätsmodellen umgegangen wurde. Die beiden einführenden Beiträge liefern hierzu sowohl forschungsgeschichtlich als auch methodisch eine gute Basis, wozu auch einige nötige Wiederholungen von Bekanntem wie dem Hinweis auf die Vielschichtigkeit jedweder Identität gehören. Reimitz vermerkt, dass die im Band untersuchten Quellen das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer an ein post-römisches Zeitalter angepasste Historiographie bezeugen. Damit verbunden sei ein kontinuierliches Experimentieren mit neuen und alten Modellen, mit dem Ziel, die Position der eigenen Gesellschaft im historischen Kontext zu reflektieren. Pohl unterstreicht nochmals, dass die Bezeichnung »Volksgeschichte«, die den ethnischen Charakter dieser Historien unreflektiert voraussetze, überholt sei, nicht zuletzt da Bedeutung und Konzeption ethnischer Identität(en) einem steten Wandel unterzogen seien. Es folgt eine Diskussion zum Umgang mit frühmittelalterlicher Identität und Ethnizität



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in der älteren und jüngeren Geschichtsschreibung, wobei insbesondere auf die Bedeutung der Diskurstheorie von Michel Foucault, den Literary Turn sowie die Konzeption der Ethnogenese eingegangen wird. Hierbei spricht sich Pohl für die Aufgabe einer binären Aufteilung zwischen Römern und »Germanen« aus und nutzt gleichzeitig die Gelegenheit, eigene Standpunkte nochmals zu verdeutlichen.

Ich werde den Band im Folgenden beispielhaft anhand der vier Untersuchungen zu Italien diskutieren. Drei davon befassen sich mit den beiden Werken des in Konstantinopel schreibenden Goten Jordanes. Vor dem Hintergrund der unter Justinian verstärkten Verbindung zwischen Imperium und Christentum konzentriert sich Maya Maskarinec auf die *Romana* (S. 71–94) und fragt, wie Jordanes vorherrschende imperiale Ideologien und christliche Wertvorstellungen miteinander vereinte. Eroberung und Recht erweisen sich als die zwei Pfeiler imperialer Herrschaft, welche die zivilisierte von der barbarischen Welt trennten; ein Muster, das er mit der politisch-religiösen Landschaft seiner eigenen Zeit vereinte, indem er diese auch auf die Vergangenheit projizierte.

Randolph Ford wendet sich anschließend Jordanes' »*Getica*« zu (S. 95–120) und zeigt auf, dass hier sehr unterschiedliche Überlieferungen mit Bezug auf Skythen, Geten und Goten zu einem Narrativ einer gemeinsamen gotischen Identität vereint wurden. Hierzu schwächte Jordanes augenscheinliche Unterschiede ab und attestierte den Goten gleichzeitig eine graduelle kulturelle Annäherung an die griechisch-römische Welt.

Philipp Dörler nimmt die beiden Werke des Jordanes in den Blick (S. 121–146), indem er nach der Beziehung zwischen Römern und Germanen fragt, wobei er zugleich darauf hinweist, dass der Autor im Grunde beiden Gruppen angehörte. Aus Sicht des Autors hätten sich gotische und römische Identitäten auch nicht gegenseitig ausgeschlossen. Tatsächlich habe Jordanes beide Gruppen als gleichwertig, wenn auch unterschiedlich, dargestellt, d. h. die Grenzen zwischen beiden wurden verwischt, aber nicht aufgelöst. Der Autor habe damit weder eine rein pro-gotische noch eine pro-römische Position eingenommen. Indem er einen Weg aufgezeigt habe, wie auch die gotische Geschichte sowohl kulturell als auch politisch mit der griechisch-römischen Welt vereint werden könne, sei sein Werk auch für spätere Geschichtsschreiber wie Beda Venerabilis oder Paulus Diaconus wegweisend gewesen.

Der Aufsatzband wird durch einen zweiten Beitrag von Pohl abgeschlossen (S. 319–350), der sich der langobardischen Identität in der bekanntlich nur sehr lückenhaft erhaltenen Geschichtsschreibung zuwendet. Werke wie die »Kurzgeschichte« des Secundus von Trient aus dem frühen 7. Jahrhundert sind nur ansatzweise in der »Langobardengeschichte« des Paulus Diaconus überliefert. Auch Paulus integrierte Römisches und Langobardisches, zusammen mit Fränkischem, wobei für Paulus die langobardische Identität nur eine unter mehreren dargestellt habe. Auffällig sei, dass Paulus sich kaum jemals explizit zu den



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Langobarden zählte und sich auch nie als solchen bezeichnete. Die erste Person Plural sei vielmehr in Bezug auf Elemente wie die eigene Familie, Religion und die Könige bezogen verwendet worden. Dies sei jedoch literarische Konvention und folglich nicht überzubewerten.

Die von Pohl zusammengetragenen Belege lassen vermuten, dass Paulus sich kaum mehr (ethnisch) den »Langobarden« der Vergangenheit, sondern vorwiegend politisch dem von ihnen beherrschten Raum und Herrschaftsträgern verbunden fühlte – ein interessanter Aspekt den Pohl zwar andeutet (S. 340), aber nicht weiter vertieft. Die Annahme in seinem ersten Beitrag (S. 49), dass der Begriff *rex francorum* erstmals um 580 bezeugt sei (Epist. Austras. 37), wurde jüngst von Mark A. Handley mit Verweis auf eine Inschrift aus der Zeit Childeberts I. widerlegt¹. Unzufriedenstellend ist in dem insgesamt sehr anregenden Band die Herangehensweise von Randolph Ford, der im Unterschied zu Philipp Dörler, der eine dominante Rolle Cassiodors in der Zusammenstellung der »Getica« für möglich hält (S. 123), die damit verbundene Problematik ignoriert, indem er dieses Werk als alleinige Leistung des Jordanes wertet (S. 95, Anm. 1). Hier wären angesichts der Wahrscheinlichkeit, dass der »Gote« Jordanes wohl die Frage nach den gotischen Identitäten anders angegangen und damit gelöst haben dürfte als der »Römer« Cassiodor, begründende methodische Überlegungen zu erwarten gewesen.

Insgesamt ist festzuhalten, dass obwohl die einzelnen Beiträge sehr darum bemüht sind, der Komplexität frühmittelalterlicher Identitäten gerecht zu werden – was manchen auch durchaus gelingt –, der Tenor stellenweise immer noch sehr stark von den von Pohl angesprochenen binären Identitätsmodellen geprägt ist, deren Überwindung hier noch nicht vollzogen ist. Die einzelnen Identitätsmodelle stehen oft noch unvermischt nebeneinander; hier sind von der Forschung weitere Bemühungen gefordert, um die zeitgenössische Wahrnehmung von Identität in ihrer organischen Komplexität noch besser zu erfassen und zu begreifen.

¹ Mark A. Handley, Gildeb(er)tus rex fr[ancorum]. The least-famous epitaph of a Merovingian king and the cult of a Spanish martyr in sixth-century Paris, in: Scott DeGregorio, Paul Kershaw (Hg.), Cities, saints, and communities in early medieval Europe. Essays in honour of Alan Thacker, Turnhout 2020, S. 33–52.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Norbert Kersken, Stefan Tebruck (Hg.), Interregna im mittelalterlichen Europa. Konkurrierende Kräfte in politischen Zwischenräumen (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 38), Marburg 2020, 300 S., ISBN 978-3-87969-434-1, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Robert Gramsch-Stehfest, Jena

Historische Definitionen sind eine knifflige Angelegenheit. Fragen wir danach, was *das* Interregnum ist, fällt (deutschen) Historikern – und den Schiller-Kennern – die Antwort recht leicht: »die kaiserlose, die schreckliche Zeit« vor dem Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg (1273). Doch was, wenn wir dem Wort eine allgemeinere Bedeutung geben wollen? Was ist *ein* Interregnum?

Der vorliegende Sammelband, der auf eine Marburger Tagung von 2016 zurückgeht, lotet ganz unterschiedliche politische Konstellationen im Europa des 12. bis 15. Jahrhundert auf ihre Passfähigkeit für diesen Begriff aus. Eine eigentliche Definition wird zunächst nicht gegeben. Uns kann eine zeitgenössische Quelle, die im Band nur kurz erwähnt wird, eine erste Orientierung vermitteln – der berühmte Bericht Wipos zur Situation im Jahr 1024, vor der Wahl Konrads II. Der Chronist benennt hier sehr treffend charakteristische Merkmale eines Interregnums: das Abreißen dynastischer Kontinuität in der Herrschaft, die Angst vor Führungslosigkeit und Chaos, die Gefahr gewaltsamer Diadochenkämpfe, das Hervortreten von Akteuren der »zweiten Reihe«. Unter den Letzteren werden von Wipo in prononcierter Weise zwei Typen gegenübergestellt. Zum einen Geistliche, die das »Vaterland ohne Schiffbruch in den ruhigen Hafen« bringen, zum anderen »schlimme« weltliche Fürsten, die die Unordnung zum eigenen Vorteil nutzen. Die vier Leitfragen, welche die überwölbende Klammer für die Beiträge des Sammelbandes bilden (S. 10f. sowie S. 259–271), lassen Anklänge an diese zeitgenössische Analyse durchaus erkennen: 1. die akteurszentrierte Perspektive, 2. die Frage nach Praktiken von Konfliktaustragung und -lösung sowie 3. nach politischem Strukturwandel, endlich 4. die Wahrnehmungsperspektive.

Der Band versammelt neben den einleitenden und resümierenden Beiträgen der Herausgeber sowie einem Impulsbeitrag von Thomas Zotz insgesamt elf Fallstudien zum römisch-deutschen Reich (vier Studien), Polen (zwei Studien), Böhmen, Ungarn und Frankreich sowie zu kirchlichen Sedisvakanz. Das Übergewicht Ostmitteleuropas erklärt sich leicht durch den Ausrichter der Tagung. Alle Beiträge bestechen durch den Detailreichtum, mit dem über das Geschehen und die beteiligten Akteure, über juristische und historiografische (De-)Legitimationsstrategien usw. Rechenschaft abgelegt wird. Das Resümee von Stefan Tebruck führt diese Einzelbefunde im Lichte der vier Leitfragen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

abschließend zu einer Synthese zusammen, die in Vorschläge zu einer genaueren Definition des Phänomens »Interregnum« einmündet.

Chronologisch im spät- und nachstauischen Großen Interregnum angesiedelt, sind die Beiträge von Thomas Zotz, Ingrid Würth und Roman Zehetmayer. Interessant ist der Hinweis von Zotz, dass 1237 der Quellenbegriff bereits auftaucht (S. 13f.). Angesichts dessen, dass es von 1198 bis 1273 fast durchweg ein – oft konfliktreiches – Doppelkönigtum im Reich gab, wäre es meines Erachtens durchaus zu überlegen, ob wir das Große Interregnum nicht sogar noch chronologisch ausweiten sollten: eine »Phase gestörter Ordnung« (Zotz), die 75 Jahre andauerte. Würth betont in ihrem Aufsatz zu Wilhelm von Holland die Normalität seiner Königsherrschaft, die jedoch durch sein »jämmerliches Sterben« (S. 38) überschattet wurde. Der Beitrag von Zehetmayer widmet sich dem »österreichischen Interregnum« zwischen 1246 und 1276, in welchem die Interdependenz zwischen der Herrschaftskrise im Reich und im Territorium markant hervortritt. Zehetmayer analysiert freilich die reichspolitische Dimension der österreichischen Verwicklungen kaum, sondern betrachtet den Fall vor allem aus der Binnenperspektive. Ob dabei die Bedeutung der babenbergischen Erbtöchter Margarethe und Gertrud wirklich so gering zu veranschlagen ist, wie der Autor es tut (S. 52f., 56, 58), erscheint fraglich. Immerhin brachte nicht zuletzt Ottokars II. Scheidung von Margarethe (1261) seine Akzeptanz in Österreich ins Wanken. Sie war Resultat bzw. Teil komplexer diplomatischer Aktivitäten unter Beteiligung des Papstes, des Erzbischofs von Mainz und vieler anderer – hier wären noch manche Fäden eines hochkomplexen Wirkungsgefüges zusammenzuflechten. Sehr gut zeigt der Aufsatz hingegen den politischen Strukturwandel des Adels zum Landherrenstand.

Der Bedeutungsgewinn des jeweiligen regionalen Adels, der nicht nur ad hoc Partei ergriff bzw. individuelle Interessen verfolgte, sondern der sich in einem Lernprozess als ein entscheidender Kontinuitätsträger territorialer Integrität in Krisenphasen der Herrschaft emanzipierte, wird auch in weiteren Aufsätzen eindrucksvoll herausgearbeitet, so von Mario Müller am Beispiel der brandenburgischen Herrschervakanz nach dem Ende der Askanier, von Martin Wihoda für den Fall des Übergangs von den Přemysliden zu den Luxemburgern in Böhmen sowie von Andrzej Marzec und von Paul Srodecki am Beispiel zweier »Phasenübergänge« in der polnischen Königsherrschaft unter den Anjou und den Jagiellonen. In mehreren Fällen wird hierbei zugleich die Rolle von Frauen als dynastischen Kontinuitätsträgerinnen und wichtigen Akteuren herausgearbeitet.

Ein weiteres, für Interregna typisches Phänomen ist die Einmischung »fremder Mächte«. Waren dies im Großen Interregnum die Königreiche England und Kastilien, so sah sich Frankreich nach dem Aussterben der Kapetinger vor allem den Ansprüchen in weiblicher Linie verwandter englischer Könige gegenüber, die in den Hundertjährigen Krieg einmündeten

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85051](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85051)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(dazu Gisela Naegle). In den spätmittelalterlichen Königreichen Osteuropas war es regelrecht typisch, dass sich dort landfremde Dynastien auf dem Ticket der Verwandtschaft mit dem alten Königshaus durchsetzen konnten – so die sizilischen Anjou in Ungarn (dazu Julia Burkhardt), die ungarischen Anjou in Polen (Andrzej Marzec) und die litauischen Jagiellonen in Polen (Paul Srodecki). Dies bedeutete freilich keineswegs, dass wir dort von »Fremdherrschaften« reden können; man wird im Gegenteil wohl eher davon ausgehen können, dass auswärtige Könige auch vom einheimischen Adel allemal als noblere Nachfolgekandidaten angesehen wurden als etwaige Aufsteiger aus den eigenen Reihen. Das Spätmittelalter war in dieser Hinsicht durchaus ein spannendes Experimentierfeld von Supranationalität. Besonders interessant ist der Fall Polen-Litauen, da Litauen eine Erb-, Polen eine Wahlmonarchie war und das Beharren des polnischen Adels auf seinem Königswahlrecht Rückwirkungen auf die Stabilität der Jagiellonenherrschaft in Litauen hatte. Zu einem regelrechten »Verschlucken« eines Herrschaftsgebiets nach dem Aussterben seines Fürstenhauses kam es hingegen – jedenfalls unter den behandelten Fallbeispielen – nur einmal, nämlich im Falle Pommerellens, das vom Deutschen Orden annektiert wurde (dazu Norbert Kersken).

Zwei Beiträge widmen sich den zahlreichen und langdauernden Vakanzen des Apostolischen Stuhls im 13. und frühen 14. Jahrhundert (dazu Andreas Fischer) sowie einer Sedisvakanz im Bistum Würzburg um 1125 (Stefan Petersen). Auch wenn gerade der Aufsatz von Fischer einen hochinteressanten Aspekt der Geschichte der Römischen Kurie kenntnisreich beleuchtet und Petersen Einblicke in die Gründungsvorgänge zweier Prämonstratenserstifte auf fränkischem Boden gewährt, passen doch beide Aufsätze weniger gut in den Band, da die beschriebenen Problemlagen eben doch eher andere sind als bei einem »weltlichen« Interregnum. Zielführender für die Gesamtkonzeption des Bandes wäre es wohl gewesen, im Sinne der oben erwähnten Ausführungen von Wipo, die Rolle geistlicher Akteure während der Interregna einmal generell in den Fokus der Untersuchung zu stellen – ob sie also wirklich so besondere Ordnungsmächte bzw. an Ordnung interessierte Mächte gewesen sind.

Alles in allem versammelt der Sammelband nicht nur eine Reihe sehr guter Überblicksdarstellungen zu prominenten Herrschaftskrisen im spätmittelalterlichen (Ostmittel-)Europa, sondern liefert wichtige Bausteine und weiterführende Gedanken zu einer künftig sicherlich weiter zu führenden Diskussion über einen schillernden historischen Begriff.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Iryna Lystopad, Un platonisme original au XII^e siècle. Métaphysique pluraliste et théologie trinitaire dans le »De unitate et pluralitate creaturarum« d'Achard de Saint-Victor, Turnhout (Brepols) 2021, 442 p., 1 col. ill. (Bibliotheca Victorina, 28), ISBN 978-2-503-59374-6, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Constant J. Mews, Clayton Victoria

Achard of Saint-Victor is much less well-known than either Hugh or Richard of Saint-Victor. His literary output is not as wide-ranging as that of Hugh and Richard, and never attracted the same degree of attention from copyists. We do not know much about his life, other than that in 1155 he took over as abbot of Saint-Victor, but was soon sought out for his administrative skills, becoming bishop of Avranches between 1161 and his death in 1171. While his output is not large, it is slowly gathering attention. It includes a collection of sermons (edited by Jean Châtillon in 1970) and a treatise »De discretione animae, spiritus et mentis«, on the distinction between the soul, spirit and mind (although this was attributed to Gilbert of Poitiers by Nicholas Häring in 1960). Perhaps Achard's most important composition, however, is his »De unitate et pluralitate creaturarum«. Fragments of its text were initially published in 1944 by André Combes through his discovery of quotations provided by Jean de Ripa, who attributed the work to St Anselm. The discovery by Marie-Thérèse d'Alverny of a complete text of the work in a manuscript of Padua (Biblioteca Antoniana, Scaff. V, 89), copied in 1352, made this hypothesis impossible to sustain. The treatise was re-edited as a composition of Achard of Saint-Victor by E. Martineau in 1987, while Hugh Feiss published an English translation of Achard's writings with Cistercian Publications in 2001.

In this context the publication of a detailed study of the »De unitate et pluralitate creaturarum« by Iryna Lystopad can only be welcomed. She argues that it provides precious insight into what she sees as original Platonist philosophical reflection at Saint-Victor. This is important because it counters a widely held assumption that the focus of attention at this abbey was on theological and spiritual doctrine rather than on philosophy. In most accounts of twelfth-century thought, Platonist philosophy is associated with the school of Chartres, above all those disciples of Bernard of Chartres, namely Thierry of Chartres, William of Conches, and Gilbert of Poitiers. Lystopad puts forward a powerful case for assessing this treatise as important philosophically. In its analysis of the unity and plurality underpinning creation, Achard offers an original way of approaching not just the doctrine of the Trinity, but also Christology and other theological topics. It has long been observed that Hugh of Saint-Victor (under whom Achard certainly studied) was certainly shaped by Platonist philosophical assumptions – as with Hugh's teaching in the »De tribus diebus«



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

that the sensible world (*mundus sensibilis*) was like a book revealing the attributes of divinity. Lystopad tends to steer away from larger generalities about Achard's place in twelfth-century thought. Implicit in her argument, however, is a sense that just as Andrew and Richard of Saint-Victor each developed aspects of Hugh's teaching (one on the historical interpretation of Scripture, the other on its mystical significance), Achard extended Platonist aspects of Hugh's thought into a coherent system.

Lystopad organises her monograph in a systematic fashion. She begins by introducing what we know about Achard, the manuscript of Padua, and a detailed summary of its contents. This is followed by a second part, about unity and plurality in God, with much valuable comparison to the teachings of both Hugh and Richard about the Trinity, and finally a third part about plurality in the created world. There is a subtle issue raised by Achard's title, in which »De unitate« was emended by Martineau who assumed that he was referring to the unity of God. In fact, Achard is using philosophical argument to arrive at Christian doctrine, precisely the same technique as pursued by St Anselm in his »Monologion«. While Jean de Ripa and Combes were clearly mistaken in thinking that St Anselm was its author, the possibility deserves consideration that Achard (whose background appears to be Anglo-Norman) was in part influenced by the method of St Anselm. Lystopad's major focus, however, is on the Platonic notion of forms. She helps us see how indebted Achard is to the concerns of Bernard of Chartres, whose Platonism (famously dismissed by Richard Southern) provided fertile ground in the twelfth century for a number of different thinkers. Achard's attention to different types of equality and similitude in God provides a way of identifying plurality in God quite differently from Peter Abelard, whose focus is on human predication of the divine rather than on forms independent of matter. Perhaps the most intriguing aspect of Lystopad's analysis is her demonstration that Achard combines the influences of Augustine and Eriugena, to produce a synthesis of Platonist teaching that both draws on and transforms aspects of the ideas of two very different thinkers. For one reason or another, Achard does not seem to have been significantly influenced by the writings attributed to Denis the Areopagite. Rather he follows a line of thought prompted by Boethius (whose influence is just as important as that of Augustine) in using forms to provide a point of connection between the divine, divine attributes and the created world. Interpreting Boethius in a way that echoes, but is also distinct from both Gilbert and Thierry helps Achard to theorize that things exist both in *intellectu* and in *actu*.

A brief review cannot do justice to the finesse of Lystopad's reading of the »De unitate et pluralitate«. Her analysis provokes further questions that deserve further resolution, in particular relating to Achard's potential influence on Richard of Saint-Victor. It could well be that administrative responsibilities prevented Achard from developing his thought further. His sermons and the treatise on the powers of the soul still await further study. Nonetheless, Lystopad is to be commended for drawing attention



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

to the originality of a less-well known member of the school of Saint-Victor. Her contribution to the »Bibliotheca Victorina« (no. 28 no less) makes an important contribution to both metaphysical and trinitarian thought in the twelfth century.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85052](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85052)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tristan Martine, Jérémy Winandy (dir.), La Réforme grégorienne, une «révolution totale»? Actes du colloque international de jeunes chercheurs organisé les 28 et 29 mars 2019 à l'université Jean-Moulin-Lyon III, Paris (Classiques Garnier) 2021, 231 p., 4 fig. (Rencontres, 494. Civilisation médiévale, 42), ISBN 978-2-406-11103-0, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Hervé Foulon, Aix-en-Provence

Cet ouvrage provient d'une excellente initiative venue de jeunes chercheurs dynamiques désireux de comparer les visions historiographiques, souvent divergentes, des écoles francophone et germanophone sur un sujet central du Moyen Âge: la «réforme grégorienne» et son impact dans la société médiévale. Le point de départ est également de débattre du bien-fondé de l'opinion de Florian Mazel qui qualifia successivement le phénomène de: «crise grégorienne» (concept emprunté à Elisabeth Magnou-Nortier; voir la thèse d'histoire sociale: Florian Mazel, «La noblesse et l'Église en Provence», Paris 2002); puis de «rupture grégorienne, une révolution culturelle» («Féodalités, 888–1180», Paris 2010); enfin de «phénomène social total» («La réforme »grégorienne« dans le Midi, milieu XI^e–début XIII^e siècle», Toulouse 2013), qui engendrerait «une révolution totale» (introduction du présent volume, p. 15–25).

Deux points paraissent représentatifs de la pensée de l'auteur. En premier lieu, il s'agit d'envisager la «révolution grégorienne» en tant que «changement majeur, rupture novatrice par rapport à un état antérieur» (p. 17). Ce qui implique de minimiser tout ce qui pourrait relever d'une continuité ou d'ajustements successifs, d'inflexions. Cette tendance naturelle à privilégier la rupture est celle d'une vision de l'histoire issue du protestantisme. Selon le théologien Rudolph Sohm, il y aurait plusieurs âges du christianisme¹. À l'Église charismatique du premier siècle succéderait un catholicisme ancien fondé sur un droit sacramentel, avant qu'un catholicisme romain n'impose vers 1160–70 une juridisation de l'*Ecclesia*. L'Église réduite à une «société» terrestre est alors dominée par des instances cléricales dont le pape occupe le sommet.

La temporalité du phénomène est avancée et pensée autrement sur un temps long (1049–1215), incluant un temps court, celui de la crise grégorienne (1075–1110) et un temps moyen (1049–1123) qui fait entrer dans un «second Moyen Âge» (p. 22–23). Mais il existe une proximité d'approche, une forme d'*aggiornamento*



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Yves-Marie Congar, Rudolph Sohm nous interroge encore, dans: Revue des sciences philosophiques et théologiques 57 (1973), p. 263–294.

de ces conceptions d'âges du christianisme entre »premier et second Moyen Âge«. En second lieu, il s'agit de dégager le tournant grégorien »du champ clos de l'histoire religieuse« ou de »la notion d'institution« pour penser cette »révolution totale« dans le champ de »la sociologie et de l'anthropologie, à travers une approche inclusive et multi-dimensionnelle«. Il n'y a donc d'histoire que sociale et il importe de replacer »l'Ecclesia au cœur de la société« (p. 25). On retrouve la pente idéologique d'une certaine école française qui, après les déboires du marxisme à la fin du siècle dernier (on se souvient de la fameuse »révolution féodale« chère à Georges Duby et à Pierre Bonnassie), a dû se reconvertir: le primat du socio-économique a cédé le pas à l'hégémonie du socio-culturel grâce à l'apport providentiel de la sociologie. Cette approche particulière est enrichissante dès lors qu'elle est une interprétation parmi d'autres, sans être érigée en norme de réflexion. Il serait en effet regrettable que la »révolution totale« ne se transformât en pensée totalitaire (la réticence quant au plan adopté par les jeunes chercheurs paraît surprenante, p. 23, § 5). Comme le soulignait Pierre Toubert, seule la dialectique des témoignages et le recoupement de visions différentes, voire opposées, permettent à l'historien de faire son métier avec fruit.

De ce point de vue, l'ouvrage est tout à fait enrichissant puisqu'il développe une démarche comparatiste et interdisciplinaire en proposant quatre parties: »Des pratiques juridiques et ecclésiastiques en évolution« (p. 29–78); »L'art du siècle grégorien« (p. 81–108); »Mouvement grégorien et enjeux théologiques« (p. 111–155); »Diplomatique et pratiques scripturaires« (p. 159–189). On regrettera toutefois que les éditeurs n'aient pas trouvé bon de proposer des titres dans les deux langues de l'ouvrage et des résumés en français un peu plus développés pour les communications en allemand. Les intéressantes mises au point historiographiques auraient été ainsi rendues plus accessibles à un public d'étudiants francophones souvent peu familiarisés avec cette langue. Le présent compte-rendu cherche à y remédier en partie.

Première partie. Thomas Kohl (»Frankreich, das Reich und die Investitur – ein Problem im Rückblick«) reprend la question des investitures, centrale dans l'historiographie allemande, à travers trois exemples ligériens: l'évêque Hoël du Mans (1081–1096), l'abbé Barthélemy de Marmoutier (1063–1084) et l'évêque Renaud de Martigné (1101–1139). Il souligne que les sources narratives écrites postérieurement aux événements de 1111 et à la capitulation de Pascal II devant Henri V (»Actus du Mans« ou »Gesta Consulum« d'Angers) ont pu contribuer à faire des investitures un problème par rétrospective en tant que thème central du conflit entre *regnum* et *sacerdotium*; ce qu'il n'était en fait nullement au XI^e siècle. Stephan Bruhn (»Nur Kaiser, Päpste, Reichsbischöfe? Die »gregorianischen Reformen« in der deutschsprachigen Mediävistik – Forschungsstand und -perspektiven«) propose une intéressante étude historiographique sur les raisons pour lesquelles Canossa et la querelle des Investitures ont longtemps constitué un »lieu de mémoire allemand«: formation d'un État-nation avec Bismarck;



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

élaboration du concept de *Reichskirchensystem*; focalisation sur la littérature polémique entre »Grégoriens« et »Henriciens«; périodisation du Moyen Âge (début, haut, bas) où Canossa formerait un tournant.

Toutefois, la remise en cause des années 1980–1990 permet de privilégier une vision plus européenne: relativisation de la question des investitures et de l'Église impériale; caractère spirituel des réformes du XI^e siècle venues d'en bas que la papauté unifie sans les initier; interactions entre »Rome et les régions« avec des influences réciproques; élargissement de la recherche à des questions transculturelles et d'histoire globale, ainsi qu'à la périphérie des espaces régionaux par rapport à une réforme trop centrée sur la papauté ou l'empereur. Il faut donc envisager »des réformes grégoriennes« au pluriel (même si ces deux termes ont leurs limites) pour traduire l'importance de cet échelon régional. Laura Viaut (»L'influence de la réforme grégorienne sur le développement de la science du droit«) note que la réforme grégorienne participe à la renaissance juridique du XII^e siècle et opère un bouleversement, notamment à travers le contrôle de l'activité juridictionnelle et le développement de la pensée juridique. Ainsi, l'intervention de la papauté dans le long conflit qui opposa les abbayes de Montierneuf et Bourgueil à propos de la possession de l'église de Migné entre 1102 et 1160 témoigne d'un recours juridictionnel de plus en plus important. Les prétentions pontificales nécessitèrent également la rédaction de nouvelles collections canoniques visant à harmoniser le droit canon et à affirmer l'autorité normative de l'Église dont le pape était la tête.

Deuxième partie. Claire Boisseau (»Art et réforme grégorienne: art centralisé ou pratiques locales? L'exemple de la primauté pontificale et de sa mise en image«) reprend la question posée par Hélène Toubert en 1990 d'un »art dirigé« pouvant servir de propagande grégorienne. Il s'agit de discerner dans cette iconographie ce qui relève d'une influence romaine extérieure de ce qui dépend de facteurs locaux particuliers. L'auteur reprend le cas emblématique des fresques de La Trinité de Vendôme, qui expriment l'adhésion personnelle de l'abbé Geoffroy aux idéaux grégoriens. Toutefois, depuis l'édition de Geneviève Giordanengo², il est impossible de conserver la date de 1096, beaucoup trop précoce³.

D'autres thématiques grégoriennes, telle que la *traditio legis* exaltant la primauté pontificale, sont également révélatrices de ce poids partagé entre Rome et le substrat local (maintien d'une iconographie carolingienne dans l'Empire ou exaltation de l'abbaye de Cluny, de ses abbés et du réseau monastique à La Chapelle-aux-moines de Berzé-La-Ville). Plutôt qu'un art dirigé, il s'agit d'un »art centralisé autour de pôles secondaires« formant comme des relais

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85054](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85054)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Geneviève Giordanengo (éd.), *Geoffroy de Vendôme, Œuvres*, Paris 1996.
³ Voir Jean-Hervé Foulon, *Église et Réforme au Moyen Âge*, Bruxelles 2008, p. 184 et n. 40.

qui permettent de mesurer la réception locale de la réforme. Elodie Leschot (»Un échange de bons procédés. La royauté capétienne et l'Église au regard des sculptures du prieuré de Saint-Fortunat à Charlieu (c. 1170)«) présente le cas particulier de Charlieu, abbaye bourguignonne limitrophe de l'Empire (c. 876) devenue prieuré clunisien (931), puis institution royale (1210). Après avoir retracé son histoire au regard des sources, l'auteur analyse le programme sculpté qui éclaire sa position politique et religieuse vers 1170. Le grand portail se trouve dans la continuité de celui de Cluny III (1115–1130), mais il s'en affranchit à travers un rapprochement avec la royauté. Le linteau offre une composition de douze figures qui seraient des rois, à rapprocher du motif de l'Arbre de Jessé apparu dans le vitrail de l'abbaye royale de Saint-Denis et propre à mettre en valeur la royauté capétienne grâce au thème de la descendance. Des liens étroits se tissèrent au bénéfice de l'abbaye qui y trouva un soutien et des Capétiens qui y gagnèrent une nouvelle visibilité au sein de la société.

Troisième partie. Jérémie Winandy (»Monastische Reform als Vorläufer der ›gregorianischen Reform‹? Der Beitrag der Klostergeschichte zum Verständnis der ›gregorianischen Reform‹«) analyse quant à lui la relation existante entre la réforme monastique et la réforme grégorienne, dont elle serait le précurseur. Plusieurs ouvrages allemands récents permettent de souligner deux points: la réforme monastique, la réforme de l'Église et la controverse sur l'investiture sont considérées comme une suite logique et connexe; mais, globalement, l'histoire monastique est souvent éclipsée par la querelle des Investitures vue comme l'événement le plus important. Les études anciennes se sont focalisées sur Gorze (côté allemand) et Cluny (côté français) pour voir si une continuité pouvait être établie entre ces réformes monastiques du X^e siècle et l'époque de Grégoire VII. Toutefois, depuis les années 1990–2000, l'intérêt s'est déplacé vers les communautés monastiques elles-mêmes et l'étude des ordres religieux (groupe de Gerd Melville). Plusieurs champs d'études ont été ouverts: l'institutionnalisation des communautés religieuses (XII^e–XV^e siècles); les conflits et leurs règlements au sein des abbayes; les relations de l'établissement avec la société locale; l'importance de l'initiative locale dans l'obtention de l'exemption romaine (trait que l'on retrouverait d'ailleurs dans l'espace ligérien); enfin, un investissement nouveau dans le domaine des sources hagiographiques (*vitae* abbatiales et épiscopales). L'étude des réformes monastiques des X^e–XI^e siècles a donc gagné en autonomie et n'est plus envisagée sous l'angle d'un préalable à la controverse sur l'investiture.

François Wallerich (»La querelle Bérengarienne dans la réforme grégorienne. Controverse théologique et rupture ecclésiologique«) propose une synthèse historiographique sur les relations entre la querelle bérengarienne et les changements ecclésiologiques portés par la réforme grégorienne. L'auteur retrace les étapes d'interprétation de la controverse: dans le cadre d'une histoire intellectuelle (1970–1980), Bérenger apparaît d'abord comme »la figure de proue d'une nouvelle ratio« annonçant »l'aube de

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85054](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85054)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la théologie dialectique»; sa doctrine eucharistique fut ensuite mise en regard avec l'évolution ecclésiologique où l'adhésion à la conception réaliste de la présence réelle formerait une frontière séparant »ceux qui sont dans l'Église et ceux qui n'y sont pas«. L'image du sacerdoce, recentré autour de l'Eucharistie et non plus du pouvoir des clefs, suscite un »resserrement de sacralité« au XII^e siècle dans les mains de ceux qui peuvent »faire Dieu« (Alain Rauwel). Enfin, dans la lignée des études sur la *Publizistik*, la recherche actuelle s'oriente vers la manière dont l'opinion publique a pu être touchée par ces débats qui, normalement, ne concernent qu'une étroite élite intellectuelle: répercussion sur le culte des reliques; textes exégétiques; fresques murales au Mont-Cassin et à Vendôme; traités vulgarisant le débat (Jean de Mantoue, Durand de Troarn); enfin hagiographie. Certains miracles des années 1050–1150 sont obtenus désormais au moyen de l'ablution eucharistique, induisant un nouveau rapport entre sainteté et eucharistie.

Alexis Fontbonne (»La réforme grégorienne. Une révolution symbolique«) propose une approche originale, de type pneumatologique, en analysant l'importance de la référence à l'Esprit saint associée à l'autorité pontificale dans le discours grégorien. La simonie, »crime contre l'Esprit«, forme un point de départ de la réflexion en faisant émerger une opposition structurante entre *spiritualia* et *temporalia*. Humbert rattache ainsi l'origine des grades ecclésiastiques à l'inspiration du Saint-Esprit, tandis que Grégoire VII associe la position du pape à celle du prophète à travers l'action de ce même Esprit. Sous ses successeurs, l'excommunication est associée au »glaive de l'Esprit saint«, qui contribue à valider l'ensemble de la hiérarchie ecclésiale et à authentifier la volonté pontificale qu'inspire l'Esprit. On retrouverait à l'époque d'Urbain II un usage répété de cette référence pneumatologique dans les bulles destinées aux communautés canoniales et dans le »*Duae sunt leges*« prêché à Saint-Ruf d'Avignon, puis développé par Gratien. La loi publique y est opposée à la loi privée inscrite au cœur de l'homme par l'Esprit. D'autres exemples sont puisés chez les chroniqueurs du XII^e siècle ou dans les libertés apostoliques accordées aux monastères. Dès lors, la réforme est porteuse d'une vision de l'histoire »définie comme un progrès en Dieu inspiré par l'Esprit«, ce qui permet »une appropriation et une structuration grégorienne des initiatives réformatrices«, donc »de faire passer la réforme du pluriel au singulier«. Cette intuition est tout à fait stimulante, mais il serait utile de mesurer ce qu'il peut y avoir de neuf dans cette vision de l'Esprit, maître de l'histoire de l'Église. Les nombreuses réminiscences du Nouveau Testament auraient ainsi mérité d'être relevées et commentées par l'auteur.

Quatrième partie. Eugenio Riversi (»Der Kontext im Text. Die Untersuchungen über die Textproduktion des Investiturstreits und die Definition eines »gregorianischen« Zeitalters«) propose un état des lieux de la recherche sur la littérature polémique élaborée durant la querelle des Investitures (»MGH. Libelli de lite«, 3 vol.). L'angle le plus novateur est celui de la communication

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85054](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85054)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

et de la diffusion des idées et des textes destinés à être ensuite »canonisés«, en leur donnant une dimension officielle (par exemple en les inscrivant dans une collection canonique). Quatre périodes sont envisagées: initiation d'une culture de la dispute dès l'époque pré-grégorienne (Pierre Damien ou Humbert de Silva Candida); dimension prophétique ou charismatique de la communication sous Grégoire VII; réactions à cette »propagande« – le mot est discuté – de Grégoire VII en cherchant à élargir le public concerné; enfin, mise en place d'une mémoire officielle ou traumatique par l'élaboration de textes hagiographiques ou de collections canoniques (»codex Udalrici«). Néanmoins, cette production textuelle n'est pas un phénomène uniforme et ne saurait être vue comme un mouvement de réforme »totale«.

Hannes Engl (»Rupture radicale ou mise en œuvre d'une conception ancienne? Le concept de »réforme grégorienne« à travers les recherches récentes sur la diplomatie pontificale en Allemagne«) s'attache à suivre les changements intervenus dans la forme des actes pontificaux, qui peuvent exprimer visiblement la primauté pontificale. La rupture radicale est initiée sous Léon IX et se poursuit jusqu'à Innocent II (†1143), manifestant un remaniement des privilèges qui coïncide exactement avec la »réforme grégorienne«. Divers signes témoignent de ce tournant diplomatique: passage du papyrus au parchemin; adoption de la minuscule caroline; mise en exergue de la première lettre du nom du pape à la première ligne; transformation du Bene Valet en monogramme; introduction de la rota symbolisant l'Église (avec le pape au centre en signe d'harmonie), elle-même garante de la stabilité de la terre. À partir de Victor II (†1057), le sceau évolue sous l'influence des luttes entre papes et anti-papes pour aboutir à une stabilisation sous Pascal II après 1099: Pierre et Paul sur l'avant, nom du pape et son nombre ordinal sur le revers. Cette »phase d'expérimentation« permet de mettre au point des symboles clairs quant au rôle et à la place du pape dans l'Église. Toutefois, cet essor n'aurait pu s'imposer sans une demande de la part des bénéficiaires de plus en plus nombreux à requérir ces privilèges, comme le montre l'exemple lorrain. Sans cette attente, la papauté aurait été incapable d'exercer son autorité à l'échelon local.

Gerhard Lubich (»Frankreich und Deutschland, »Reform« und »Revolution« im 11. Jahrhundert – Beobachtungen zum Versuch eines Dialogs«) conclut l'ouvrage de façon diplomate et nuancée en analysant l'hypothèse de »révolution totale« à la lumière des concepts de »réforme« et de »révolution«. Ceux-ci se sont développés de façon différente dans les traditions historiographiques française et allemande (positivisme allemand par rapport à l'évolution de l'école des Annales; attention aux groupes plutôt qu'aux individus; réserves méthodologiques par rapport à la tradition sociologique française parlant de »faits sociaux totaux«; impact différent du »moment grégorien« sur les histoires nationales, etc.). Il souligne avec raison la différence importante qui existe entre réforme, terme généralement écarté par Florian Mazel, et révolution qui implique la volonté de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

construire un système radicalement nouveau. Dans notre cas, ce serait une révolution indirecte qui se serait produite de manière non intentionnelle, l'ensemble étant appréhendé au regard du »tout social«. Cette »révolution involontaire« serait alors le sous-produit d'un processus visant en fait à d'autres objectifs, à savoir la »réforme grégorienne«. Dans un tel cadre, utiliser l'étiquette de »révolution« revient à diluer le terme et à risquer de le rendre inutile, d'autant qu'on pourrait soulever de nombreuses objections quant au postulat d'une »révolution au XI^e siècle«. Enfin, la césure du Moyen Âge en deux temps distincts, un »pré-grégorien« et un »(post)grégorien«, mériterait d'être débattue dans une perspective européenne plus large, en voyant par exemple comment le Moyen Âge a participé à l'invention d'une condition ou d'une identité européenne en tant que modèle à part entière.

On pourrait ajouter que rupture et changements doivent se mesurer à l'aune de la continuité. Il suffit de lire la première épître du pape Clément de Rome aux Corinthiens (§ 40), vers 95 de notre ère, pour se persuader que la distinction »grégorienne« entre clercs et laïcs ne représente pas une division nouvelle de la société chrétienne. On trouverait également des éléments de continuité dans le haut degré d'exigence de l'époque carolingienne concernant le sacerdoce, qui n'a rien à envier aux temps grégoriens⁴, ou dans la sacerdotalisation du monachisme qui se poursuit du IX^e au XII^e siècle. Ce phénomène majeur induit une nouvelle vision du sacerdoce, sans qu'il soit besoin d'y voir une volonté révolutionnaire des Grégoriens d'imposer une »monachisation« du clergé. À divers points de vue, l'Église grégorienne poursuit l'œuvre réformatrice initiée par les Carolingiens, mais avec le pape à sa tête. Il en va de la réforme grégorienne comme de la Renaissance: doit-on y voir une re-naissance de l'Antiquité après mille ans de *Dark Ages* ou un accomplissement, un épanouissement du Moyen Âge? Les interprétations du »moment grégorien« semblent donc résolument différentes des deux côtés du Rhin. Ajoutons toutefois qu'une école de pensée particulière, aussi intéressante soit-elle, ne saurait représenter à elle seule l'historiographie française actuelle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁴ Voir Steffen Patzold, *Presbyter. Moral, Mobilität und die Kirchenorganisation im Karolingerreich*, Stuttgart 2020.

Brian Patrick McGuire, Bernard of Clairvaux. An Inner Life, Ithaca, London (Cornell University Press) 2020, XVI–358 p., 2 maps, ISBN 978-1501-75104-2, USD 34,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Björn Gebert, Münster

Der 2012 emeritierte Zisterzienserforscher Brian Patrick McGuire, der auch für den ersten Abt von Clairvaux als einer der führenden Experten gelten darf, fügt mit der hier zu besprechenden Monographie seinem bereits umfangreichen Œuvre eine Biographie des »schwierigen Heiligen«¹ hinzu.

Wie im Untertitel des Buches suggeriert, ist es das Ziel des Autors, »to seek insight into Bernard's inner life, insofar as this is possible, and in so doing, I will be considering how Bernard understood himself and conveyed himself to the world around him« (S. 3). McGuire ist sich der Herausforderungen dieses Ansatzes bewusst und hinterfragt im Buch auch stets kritisch den jeweiligen Quellenwert. Dennoch folgt er keiner »sophisticated methodology, only a desire to see Bernard as a human being with hopes, dreams, frustrations, and moments of pure joy« (S. 4).

Das Buch ist etwas unkonventionell aufgebaut: Nach Inhaltsverzeichnis und Danksagungen folgen eine »Chronology of Bernard's Life and Times« vom Pontifikat Gregors VII. (1073–1085) bis zur Kanonisation Bernhards 1174 (S. xi–xiii), ein gleich noch zu besprechender Hinweis an Leserinnen und Leser (S. xiv) sowie zwei Karten. Die Biografie an sich, die den weitaus umfangreichsten Teil des Buches einnimmt, zeichnet Bernhards Leben nach einer Einleitung in zehn Kapiteln chronologisch nach. Jedoch verzichtet McGuire hier durchweg auf Fuß- und Endnoten – was er in dem erwähnten Hinweis auf S. xiv explizit vorausschickt –, auch wenn er im Fließtext häufig Quellen und Forschungsliteratur mit Titel und Autor benennt, wenn er aus ihnen zitiert oder auf sie rekurriert. Das Fehlen von Einzelnachweisen trägt zwar zur besonders guten Lesbarkeit dieses Teils des Buches bei, schränkt aber seine Nachnutzbarkeit für die eigene Forschung ein. Diesem ersten Teil des Buchs folgen dann aber, mit Einzelnachweisen und als explizit so benanntem »Background« (S. 251) für den vorherigen Teil, auf gut 50 Seiten 15 Fragen (und Antworten) zu spezifischen Aspekten in Bernhards Vita. Die Endnoten zu diesen 15 Fragen, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein gemeinsames Personen-, Orts- und sogar Sachregister beschließen den Band.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Brian Patrick McGuire, *The difficult saint: Bernard of Clairvaux and his tradition*, Kalamazoo, Michigan 1991 (Cistercian studies series, 126).

In den ersten beiden Kapiteln umreißt der Autor zunächst kurz die kirchenpolitischen Rahmenbedingungen im Europa Bernhards (S. 7–12) und beleuchtet seine Kindheit und Jugend bis zum Eintritt in Cîteaux 1113 (S. 13–29). Dabei betont er nicht nur die Bedeutung von Bernhards Mutter Aleth für seine frühe Prägung, sondern geht auch auf die enge und sein ganzes Leben währende Bindung zu männlichen Verwandten und Jugendfreunden ein, von denen viele mit ihm das klösterliche Leben begannen. Kapitel 3 (S. 30–53) behandelt die ersten zehn Jahre Bernhards in Clairvaux, dessen Gründungskonvent er 1115 noch vor seiner Priesterweihe anführte. McGuire geht dabei auf eine längere Krankheitsphase und die dadurch bedingte Abwesenheit vom Kloster ein sowie auf erste Werke Bernhards und die Freundschaft mit seinem ersten Biografen, Wilhelm von Saint-Thierry. Während das vierte Kapitel (S. 54–67) die Jahre bis 1129 in den Blick nimmt, in denen sich Bernhard noch von Clairvaux aus bereits aktiv in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten engagiert, die seine Abtei oder den Orden allenfalls peripher betreffen, thematisiert McGuire in den Kapiteln 5 bis 9 (S. 68–214) Bernhards Wirken außerhalb von Clairvaux. Diese »endless involvements« (S. 178) lassen den Abt schon in den 1130er Jahren zu einer »European figure« (S. 79) werden. Große Themen sind hier etwa das anakletianische Schisma mit dem letztendlichen Triumph des von Bernhard unterstützten Papstes Innocenz II., der Konflikt mit Petrus Abaelard und die Kreuzzugspredigt. Auch auf das Verhältnis Bernhards zum ersten Zisterzienserpapst und früheren Mönch in Clairvaux Eugen III. sowie zu den Äbten Suger von Saint-Denis und Petrus Venerabilis von Cluny geht McGuire ein. Immer wieder geht es auch um erfolgreiche Einflussnahmen des Zisterziensers auf (Erz-)Bistumsbesetzungen zugunsten von Angehörigen des eigenen Ordens, beispielsweise in York Anfang der 1140er Jahre (S. 164–169, 173f.). Bis 1150 hielt sich Bernhard häufig und lange außerhalb seiner Klostermauern auf. Trotz dieser Abwesenheit florierte Clairvaux (und die Filiation) in seinem Abbatat, nicht zuletzt auch dank der tüchtigen Verwaltung durch seine Brüder (S. 277).

Erst in den letzten Jahren vor seinem Tod 1153 (Kapitel 10: S. 215–249) scheint er die meiste Zeit in Clairvaux gewesen zu sein, wobei er sich auch von dort aus weiterhin oft in außerzisterziensische Angelegenheiten einmischte: »so his commitment hardly reflects the situation of someone in the process of dying« (S. 215). Das 10. Kapitel endet mit einer abschließenden Würdigung Bernhards. McGuire beschreibt ihn hier u. a. als »central phenomenon in twelfth-century life and spirituality« (S. 247), als »European figure who began the process of cultural unification that continues into the present, despite conflicts and crises« (S. 248), aber auch als jemanden, der sich selbst als im Besitz der Wahrheit glaubte und daraus das Recht ableitete, sich nicht nur ungefragt zu äußern und einzumischen, sondern im Zweifel auch seine Gegner zu verfolgen.

Die sich anschließenden »15 questions« bilden einen unverzichtbaren Anhang, der im Laufe des Buches immer wieder angerissene Themen vertieft, konzis zusammenfasst und mit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Einzelnachweisen belegt. McGuire widmet sich hier etwa den Quellen zum Leben Bernhards und früheren Biografien, seinem Verhältnis zu Frauen und zu seinem eigenen Körper, seiner sexuellen Identität oder auch seiner Gesundheit.

Die Biografie McGuires überzeugt. Der Autor demonstriert eine fast schon intime Quellenkenntnis, kritisiert die Überlieferung, wo nötig, beeindruckt durch die detaillierte Analyse einzelner Briefe und Traktate Bernhards und setzt sich immer wieder explizit mit den Arbeiten anderer Forscher auseinander. Dem »inner life« seines Protagonisten kommt er freilich nur so nahe, wie es die Quellen zulassen – oder durch Stil, Topoi und das nicht Geschriebene einschränken. Überzeugung, Ärger, Eifer, Hoffnung, Enttäuschung oder ein Verbundenheitsgefühl lassen sich aber durchaus gelegentlich greifen oder wenigstens mit gutem Grund vermuten, wie McGuire zeigen kann.

Zum Erfolg der Biografie dürfte auch der günstige Preis beitragen. Das Buch besitzt einen soliden, mit grünem Papier bezogenen Pappeinband, mit goldgeprägtem Titel, Untertitel, Autornamen und Verlagslogo auf dem Rücken. Ein Frontispiz zeigt ein Altarretabel von 1496 aus der dänischen Zisterzienserabtei Esrum, einer Tochterabtei von Clairvaux, mit einer Darstellung des Amplexus, die thematisch mit der Abbildung auf der Vorderseite des Schutzumschlags korrespondiert, die auf einen handkolorierten Holzschnitt der 1470er Jahre zurückgeht.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85055](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85055)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jacques Meissonnier (dir.), De la Bourgogne à l'Orient. Mélanges offerts à Monsieur le Doyen Jean Richard, Dijon (Académie des sciences, arts et belles-lettres de Dijon) 2020, 798 p., ISBN 978-2-9573638-0-3, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Walter Prevenier, Gand

Ces merveilleux mélanges ont été remis en main propre au professeur Jean Richard le 10 octobre 2020, moins de quatre mois avant son décès le 25 janvier 2021, 13 jours avant son 100^e anniversaire. Un apport crucial de ce volume d'hommage réside dans les quatre contributions sur quatre aspects essentiels de la vie et de la carrière de Jean Richard.

Jean-François Bazin y raconte ses performances remarquables, et sa disponibilité constante et fatigante comme doyen dans les événements de mai 1968 à l'université de Dijon. Pierre Bodineau présente la «belle aventure» de la participation de Jean Richard dans le monde si familier pour lui des sociétés savantes, illumine son approche pluridisciplinaire du passé de Dijon, ce qui a favorisé le renouveau du vieux Dijon. Béatrice Power Demetriades évoque son grand amour pour le royaume de Chypre au Moyen Âge. Bernard Sonnet souligne que, malgré ses innombrables obligations à l'université, Richard adorait de donner un cours sur l'histoire de l'architecture à l'école des beaux-arts de Dijon.

J'ai également apprécié les six témoignages des anciens présidents et présidentes de l'Académie des sciences, arts et belles-lettres de Dijon, notamment celui de Pierre Feuillée, qui dessine une personnalité attachante, mais respectant sans faille les prérogatives et les obligations de la fonction. Il ajoute finement que Richard «cachait sous un masque léger et ironique l'immense chercheur qu'il était». Il montre aussi qu'il a été un acteur clé dans le chantier de la genèse de la loi Edgar Faure sur la réorganisation du système universitaire. Philippe Salvadori signale que les Dijonnais ont toujours appelé Jean Richard Monsieur le Doyen, longtemps après qu'il avait quitté la fonction, par affection respectueuse. Michel Pauty raconte comment les multiples rencontres avec le maître ont eu un impact fondamental pour ses recherches. Martine Chauney-Bouillot rappelle le rôle que Richard a joué dans la carrière de ses anciens étudiants. Pierre Bodineau se le rappelle comme un parrain bienveillant. Daniel-Henri Vincent insiste sur son tempérament de chercheur et d'érudit. Christine Lamarre explique l'impact de Richard pour l'histoire régionale de la Bourgogne, notamment en animant la revue «Annales de Bourgogne».

La vie et la carrière du doyen sont racontées par les enfants du professeur, présentées par son fils Hugues Richard dans



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

une belle biographie sobre et en même temps très sensible. Jean Richard a suivi les cours de l'École nationale des chartes de 1939 à 1943, terminés par une thèse sur les premiers ducs capétiens de Bourgogne aux XI^e et XII^e siècles. Il les a combinés courageusement avec une licence à la Sorbonne, où sa thèse traitait sur le comté de Tripolis en Syrie. Le diplôme d'archiviste-paléographe le menait logiquement à sa nomination aux archives départementales de la Côte d'Or à Dijon. L'autre diplôme l'a permis de devenir, en 1955, professeur à l'université de Dijon, une tâche qu'il n'a plus jamais quittée.

Incroyablement utile restera la bibliographie *in extenso*, rédigée par Jacques Meissonnier, comprenant pas moins de 938 titres.

Ce volume jubilaire contient surtout un éventail magnifique de pas moins de 43 contributions dans trois domaines. La plupart est l'œuvre d'anciens étudiants du doyen. Mais plusieurs sont des études de collègues et amis en Belgique, Israël, Chypre, Allemagne, le Liban, Suisse et le Royaume-Uni, et peuvent être considérés comme des hommages au maître vénéré et admiré.

Le domaine bourguignon propose un riche éventail de quatorze thèmes: la toponymie de la ville de Decize (Gérard Taverdet), les premières fondations de cloîtres (Christine Sapin), les toponymes de Terre Sainte (Jacques Meissonnier), une approche archéologique des produits de la laine (Patrice Beck, et autres), les délits dans les forêts (Pierre Gresser), la défense des privilèges de Dijon (Rudi Beuland), la religion dans les testaments de Dijon (Vincent Tabbagh), les chantiers dans la ville de Poligny (Jacky Theubot), le journal d'un bourgeois de Mons d'origine bourguignonne (Jean-Marie Cauchies), les limites de coutume et de droit écrit à Cluny (Christian Dugas de la Boissonny), les archives du château de Drée en Brionnais (Hannelore Pepke), les précurseurs de l'Académie des sciences de Dijon (Christian Lamarre), les collectionneurs de Dijon et le musée des beaux-arts de Dijon (Catherine Gras), l'historien bourguignon Léonce Raffin (Hervé Mouillebouche).

L'Orient a droit à 17 articles, d'une grande variété de sujets: les sceaux seigneuriaux en Terre sainte (Marie-Adélaïde Nielsen); le chapitre du Saint-Sépulcre de Jérusalem (Geneviève Bresc-Bautier); le soutien de l'art croisé par Mélisende, reine de Jérusalem (Émilie Maraszak); la chronique de Michel le Syrien sur les Francs (Karan Rizk); un manuscrit inconnu de Baudri de Bourgueil, 1170–1180 (Benoît Chauvin); la »Description de la Terre sainte« par Belardo d'Ascoli, 1165–1187 (Denys Pringle); les relations entre Saladin et Renaud de Châtillon (Jean-Michel Mouton et Jacques Paviot); les origines des ordres militaires en Syrie (Anthony Luttrell); l'État épirote et la résistance contre la quatrième croisade (Brendan Oswald); le chambellan de Jérusalem au XIII^e siècle (Hans Eberhard Mayer); le miracle du Feu sacré pascal de Jérusalem, IX^e–XII^e siècles (Benjamin Z. Kedar); les ordres militaires dans la Roumanie et la Morée franque du XII^e siècle (Marie-Anna Chevalier); un codex génois sur l'histoire chypriote, v. 1250–1320 (Peter W. Edbury); les Levantins de Gênes, XIV^e–XV^e siècles (Michel Balard); les Carmes et

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85056](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85056)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Chypre, XII^e–XV^e siècles (Brunehilde Imhaus); l'Église arménienne et l'Église romaine, XII^e–XV^e siècles (Gérard Dédeyan); les peurs de Nisyros devant les avancées ottomanes, XIV^e–XV^e siècles (Jean-Bernard de Vaivre).

Sur le clergé, douze auteurs, sur des sujets extrêmement variés: le christianisme de Constantin selon Zosime (Matteo Campagnola); le chasuble de saint Ebbon, VIII^e–X^e siècles (Marielle Martiniani-Reber); les influences casadéennes sur le monachisme bourguignon, XI^e–XII^e siècles (Alain Rauwel); les roues et les devises des papes, XI^e–XXI^e siècles (Édouard Bouyé); l'autorité abbatiale à Cluny (Denyse Riche); l'épiscopat poitevin d'Adémar de Peyrat, 1197–1198 (Robert Favreau); la papauté et l'importance des miracles dans l'appréciation de la sainteté, XIII^e siècle (André Vauchez); le pape et les cardinaux comme facilitateurs de crédit, 1239 (Jean-Daniel Morerod); la Sainte-Chapelle de Paris (Françoise Perrot); Jean, abbé de Cuissy et évêque titulaire à Jérusalem (Pierre Jugie); le sculpteur dijonnais Étienne Masson, 1681 (Yves Beauvalot); les archives de l'ordre de Cîteaux à l'époque moderne (Bertrand Marceau).

Une *Festschrift* présente souvent un manque déplorable de cohérence substantielle. En ce cas les initiateurs y ont largement échappé en priant les autrices et les auteurs de traiter de thèmes qui ont dominé l'intérêt scientifique du doyen Richard tout au long de sa vie. Quatorze contributions concernent l'histoire des pays bourguignons, dix-sept l'Orient et les croisades, douze le clergé. Je considère donc ce livre comme un vrai succès et un hommage émouvant.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85056](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85056)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Robert J. Porwoll, David Allison Orsbon (ed.), Victorine Restoration. Essays on Hugh of St Victor, Richard of St Victor, and Thomas Gallus, Turnhout (Brepols) 2021, 376 p., 15 b/w, 2 col. ill., 4 b/w tabl. (Cursor Mundi, 39), ISBN 978-2-503-58513-0, EUR 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Constant J. Mews, Clayton, Victoria

This publication, in the Brepols Cursor Mundi series, offers a valuable introduction to Victorine thought. It combines studies by scholars of both established authority and those of a younger generation. The introductory essay by Robert J. Porwoll, one of the two editors, offers a relatively straightforward narrative introduction to the emergence of regular canons in the eleventh and twelfth centuries and to the foundation of canons at Saint-Victor in particular. Its founding sources are far from clear. While Peter Abelard emphasizes the role of William of Champeaux in its foundation, the necrology of Saint-Victor is surprisingly silent about his role. There can be no doubt, however, that under the tutelage of Gilduin, its founding prior from 1113 until 1155, the abbey enjoyed privileged support from the crown. Porwoll presents the abbey as steering a path between reformist impulses and loyalty to the crown. He offers brief summaries of three of its distinguished teachers, Hugh, Richard and Thomas Gallus. There were other personalities not studied in this volume who perhaps could have been introduced here, in particular Andrew, Achard, Walter, and Godfrey. The striking feature of all these Victorine personalities is their internal diversity. Andrew is focused on the historical sense of Scripture, in particular the contribution of Rashi's exegesis to understanding the sacred text, while Richard is passionate about its spiritual signification. Achard explores Platonist philosophical assumptions to explain Christian doctrine. Walter is bitterly opposed to all secular masters, not just Peter Abelard and Gilbert of Poitiers, but also Peter Lombard and Peter of Poitiers. By contrast Godfrey celebrates the contribution of many different disciplines to the discovery of wisdom. The absence of attention to these other figures creates a potentially misleading impression that there were no debates within the abbey, when it is clear that there was never any clear definition of its identity. Nonetheless, by focusing on just three figures (Hugh, Richard and Thomas Gallus), the essays in this volume at least provide a useful introduction to three of its most distinguished figures.

The title of the volume picks up a key concept of Hugh's thought: that of redemption in terms of the original establishment of creation. Andrew Salzmann provides a helpful introduction to his thought, originally for focusing on exegesis as the means for grasping its profoundly trinitarian character. This refers not just to the doctrine of the Trinity, but to Hugh's love of three-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fold distinctions in everything he discusses. Salzmänn helpfully situates Hugh's exegesis combining both the historical perspective on which Beryl Smalley focused and the spiritualizing emphasis of Henri de Lubac. He rightly demonstrates that Hugh of Saint-Victor focuses on multiple layers of meaning. Salzmänn tends to emphasize that Hugh was re-working existing patristic traditions rather than devising something new. In his »De tribus diebus«, however, one could argue that Hugh was revising Augustine's focus on finding God in soul to bring out the divine presence in creation as a whole.

The chapter of Rainer Berndt offers a helpful introduction to Hugh's teaching about the sacraments of Christian faith, bringing out the importance of salvation history. It complements that of Salzmänn in focusing on the centrality of scripture to Hugh's thought. Hugh understands sacrament not simply as an ecclesiastical ritual but as an image of God's presence in the world, most fully manifested in the person of Christ. The contribution of Conrad Rudolph introduces Hugh through his description and commentary (as taken down by a student) of an extraordinarily complex work of art. Rudolph condenses arguments he had previously raised in his 2014 monograph »The Mystic Ark: Hugh of Saint Victor, Art, and Thought in the Twelfth Century«. This well-illustrated chapter provides a refreshing visual complement to the various studies of Hugh in this volume. Dominique Poirel's chapter on Hugh's Commentary on the Celestial Hierarchy will be of particular value to those unfamiliar with his French language publications. Poirel discusses the difficulty of assigning a specific date to his »Commentary«. He observes that while Hugh seems to have been aware of Dionysius from early in his teaching career (even from before he came to Paris), but that he did not complete his »Commentary« until relatively late in life. Poirel's discussion of how Hugh taught that love prevails over knowledge, provides a helpful avenue to appreciate how Hugh's reading of Dionysius – even if heavily shaped by familiarity with Augustine – began to offer a fresh perspective on the nature of theology, that others would take much further.

This volume also provides four chapters on Richard of Saint-Victor, a figure whose writings (often described as mystical) are providing a particular surge of contemporary interest, simply by their imaginative power. Ineke van't Spijker offers a valuable introduction to Richard's analysis of contemplation in his »De contemplatione«, also known as »Benjamin Major«. We know frustratingly little about Richard's early career, in particular as to when he first came to Saint-Victor. There can be no doubt, however, about his debt to Hugh's teaching and (less explored here) his distrust of the historical focus of Andrew, who developed Hugh's teaching in a very different direction. Van't Spijker is particularly good in demonstrating the interaction between affect and knowledge in Richard's teaching, as also between contemplation and action. His interest is more in the cognitive process for elite readers, rather than summarizing Christian teaching for students. Her study is nicely complemented by that

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85058](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85058)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

of a younger scholar, David Orsbon about Richard's »Benjamin Minor« (»De duodecim patriarchis«), a text that he presents as about both scriptural exegesis and mystical contemplation. It reads biblical figures as prototypes of different stages of mystical ascent, bringing out its experiential character. Niko den Bok focuses on the originality of Richard's understanding of the Trinity through developing a relational understanding of »person«, influenced by both Augustine and Anselm, but taking their thought in a new direction. Kyle Rader examines Richard's »Four Degrees of Violent Love«. Thematically it connects more to the process of contemplation than to the doctrine of the Trinity. While more could be said about Richard's response to Bernard of Clairvaux on loving God, this chapter offers an initial avenue into a thinker of great complexity.

The last two chapters consider what the less well-known Thomas Gallus had to say about Dionysius. Csaba Németh (author of »Quasi aurora consurgens. The Victorine Theological Anthropology and its Decline«, Turnhout 2020) explains how his teaching offers a path to divine experience, without Richard's complexity. Katherine Wrisley Shelby matches this in a chapter about the affective quality of Thomas's thought. Even if there are other Victorine authors that could have been included here, this volume still provides an accessible introduction to a way of thinking that shaped medieval theology in a powerful way.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85058](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85058)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Laure Rioust (dir.), Manuscrits enluminés d'origine germanique. Tome 2: XV^e siècle. Avec la collaboration de Marie-Blanche Cousseau, Isabelle Delaunay, Ilona Hans-Collas et al., Turnhout (Brepols) 2020, 320 p., 1 ill en n/b, 154 ill. en coul. (Manuscrits enluminés de la Bibliothèque nationale), ISBN 978-2-503-57790-6, EUR 150,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Émilie Nadal, Toulouse

Seuls les catalogues de bibliothèques peuvent réunir dans un même volume un faisan qui se laisse mourir de faim, un scribe qui écrit »à moitié endormi« et un homme attirant les oiseaux avec le dessin d'un insecte. La volonté de détail qui a animé les autrices et auteurs de ces notices de manuscrits fait que chacun y trouvera de quoi satisfaire sa curiosité et sa soif de connaissance. Ce volume s'inscrit dans la série des »Manuscrits enluminés de la Bibliothèque nationale de France«, neuvième titre de la collection fondée par François Avril en 1980. En 1995, un premier catalogue des manuscrits enluminés d'origine germanique du X^e au XIV^e siècle a été écrit par François Avril et Claudia Rabel. Ce nouvel ouvrage décrit 104 manuscrits produits dans des pays de langue allemande et d'Europe centrale pour le seul XV^e siècle, période marquée par »l'essor des centres urbains de décoration du livre« et »par un renouveau spirituel favorable au développement des bibliothèques religieuses« (p. 13). L'ouvrage contient, outre les notices, une carte des origines et provenances des manuscrits (p. 9), une table de concordance des cotes (p. 199), un index très exhaustif (des manuscrits, des reliures, des armoiries, des sujets, etc.) (p. 202), la bibliographie (p. 237) et 101 planches couleurs.

La collection a une histoire hétérogène (p. 13–21). Les livres proviennent surtout des territoires frontaliers de la France et sont pour l'essentiel arrivés à partir de la fin du XVIII^e siècle dans les collections royales/nationales (un seul ouvrage du catalogue, le ms. latin 512, pourrait venir du roi Louis IX). Si un petit groupe de livres peu enluminés est entré à la fin du XVII^e siècle par les collections de Mazarin et Colbert, un tiers du corpus est issu des réquisitions de la période révolutionnaire et des campagnes militaires du Premier Empire. D'autres fonds particuliers furent acquis au cours du XIX^e siècle, venant des collections de généraux ayant pillé les bibliothèques germaniques, ou bien d'érudits et de libraires. Ce corpus composé par le hasard de l'histoire n'a donc pas d'autre cohérence que le lieu de réalisation des livres. S'y côtoient des ouvrages liturgiques richement enluminés et des recueils théologiques ou astrologiques à peine ornés d'initiales filigranées. On y trouve aussi un »bel échantillon de manuscrits spirituels, hagiographiques ou techniques sur papier, abondamment illustrés de dessins aquarellés« (p. 21).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La structure du catalogue suit un ordre géographique puis chronologique. Chaque chapitre commence par quelques précieuses lignes de synthèse sur la production des livres enluminés dans la région, suivies des notices détaillées. Les notices sont réparties en cinq grandes zones géographiques: Nord de l'Allemagne, Rhin inférieur (p. 25–63), Sud-ouest de l'Allemagne, Rhin moyen, Rhin supérieur, Suisse (p. 64–132), Bohême, Autriche, Sud-est de l'Allemagne (p. 133–183), Centre de l'Allemagne (p. 184–188) et manuscrits non localisés ou d'origines diverses (p. 189–197). Chaque manuscrit est décrit avec un luxe de détails portant, en fonction des besoins, sur l'iconographie, le style ou encore l'histoire du livre.

Pour la région du Nord de l'Allemagne, deux ouvrages se distinguent sur le plan stylistique. Ce sont un exemplaire des »Vaticinia de summis pontificibus« (cat. 3, ms. latin 10 834) orné de 26 miniatures et peint par un artiste rattaché au courant du Maître de la Sainte Véronique, actif à Cologne vers 1395–1415, et une splendide petite miniature qui ouvre un recueil de poèmes sur la Mort, attribuée à un suiveur de Stefan Lochner, actif dans la région de Cologne au milieu du XV^e siècle (cat. 7, ms. latin 10 323). Sur le plan de l'iconographie, on remarque dans un »Speculum humanae Salvationis« orné de centaines de peintures aquarellées (cat. 5, ms. latin 9585), le geste singulier de Joseph dans la Nativité (fol. 3r) qui chauffe sa jambe nue au-dessus d'une coupe de charbons. Cela pourrait renvoyer à la légende de Joseph donnant ses chausses pour langer l'enfant, récit répandu en Allemagne du Nord et aux Pays-Bas (p. 35). Une vie de saint François (cat. 16, ms. allemand 133) ornée de 240 enluminures, constitue un des plus riches cycles iconographiques connu tiré de la »Legenda major« de Bonaventure. Parmi les illustrations inhabituellement nombreuses et rares se trouve l'étonnant miracle du faisan qui recommence à manger une fois mis en présence de saint François (fol. 127v). D'autres menus détails éclairent la production matérielle des livres: des indications à l'attention de l'enlumineur pour dorer des lettres (cat. 10, ms. latin 7894) ou encore la mention d'une femme copiste (cat. 12, ms. allemand 35).

La région Sud-ouest des pays germaniques est représentée par une superbe histoire de Trèves, copiée et enluminée vers 1403 (cat. 21, ms. latin 10 157), contenant la copie fidèle du sceau de la ville au XII^e siècle (fol. 13r) ou encore la représentation d'un armarium monastique (fol. 29r). Un »Speculum Humanae Salvationis« ayant peut-être appartenu à Louis XI et produit vers 1440–1450, voit son origine attestée par la découverte des armoiries de la ville de Bâle, sur un des écus de la tour de David au fol. 8r. (cat. 29, ms. latin 512). On remarque aussi dans ce groupe, le traité de Konrad Fyesser intitulé Bellifortis (cat. 32, ms. latin 17 873). Composé de 187 dessins peints, d'équipements militaires et de diverses inventions, cet exemplaire alsacien regroupe plusieurs illustrations frappantes, comme cet homme utilisant une image d'insecte pour attirer un oiseau (fol. 192r). Les 206 peintures d'un splendide »Tacinum sanitatis« (cat. 59, latin 9333) sont aussi analysées et rapprochées des manuscrits produits en Souabe, vers 1450.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85059](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85059)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Enfin dans une »Haggadagh« (cat. 60, ms. hébreu 133) se trouve ce curieux colophon du scribe »Abraham b. Moïse Landau« qui affirme avoir écrit »les poèmes avec des mots humbles, à moitié endormi« (p. 124).

Les manuscrits présentés dans la partie consacrée au Sud-est de la région mettent »en lumière le rôle des liens monastiques dans le brassage des modèles picturaux« (p. 135). Les quelques manuscrits ashkénazes conservés témoignent aussi des rapports entre l'enluminure chrétienne et la production juive locale (cat. 64, ms. hébreu 423). Un calendrier des années 1420–1430, qui appartient ensuite à Jean Rolin (cardinal en 1448) illustre le gothique international des ateliers pragoï (cat. 66, ms. latin 10 421). La production autrichienne est représentée par un somptueux recueil d'Évangiles pour la fête du Corpus Christi réalisé vers 1425 pour l'abbaye bénédictine Saint-Lambert de Seeon, dans le diocèse de Salzbourg (cat. 70, ms. latin 9466) et par une »Concordantiae caritatis« contenant 222 pleines pages de dessins aquarellés, produit à Vienne en 1471 (cat 75, Nouv. acq. latines 2129).

Seulement quatre manuscrits, au décor modeste, sont décrits dans la partie concernant le centre de l'Allemagne. Parmi les manuscrits non localisés ou d'origines diverses, on remarque un recueil de textes astronomiques en hébreu (associé à l'Allemagne du Sud ou l'Italie du Nord) dans lequel le Sagittaire est représenté sous la forme d'un satyre tenant un arc (cat. 102, ms. hébreu 1077), et le très illustré Livre de prières de Lorette d'Herbeviller, produit à Metz après 1466 et qui contient 14 miniatures importées de Bruges (cat. 103, ms. latin 13 279).

Cet important catalogue permet donc de plonger ou de piocher dans la diversité de la production germanique du XV^e siècle. Le fait d'inclure dans les planches et les descriptions les formes d'enluminure les plus simples, initiales filigranées ou initiales peintes, fait que ce travail ne devrait pas intéresser les seuls historiens de l'art mais aussi tous ceux qui travaillent sur la localisation et la datation des manuscrits. Ajoutons que tous les manuscrits cités dans ce compte rendu, tout comme la plupart des manuscrits très enluminés du corpus, sont déjà en ligne et en couleur dans la base archivesetmanuscrits.bnf.fr.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85059](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85059)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Laurent Ripart, Christian Guilleré, Pascal Vuillemin (dir.), La naissance du duché de Savoie (1416). Actes du colloque international de Chambéry (18, 19 et 20 février 2016), Chambéry (Presses Universitaires Savoie Mont Blanc) 2020, 396 p., ISBN 978-2-37741-052-1, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Oschema, Bochum

Gerne wirken die Titel von Sammelbänden ein wenig irreführend, weil die in Aussicht gestellten Inhalte von manchen der Beiträge letztlich doch nicht eingeholt werden können. In gewisser Hinsicht trifft dies auch beim vorliegenden Werk zu, was bei der Lektüre aber zu einer positiven Überraschung führt: Anstelle des engen Fokus auf ein historisches Jubiläum bietet der Band nämlich wesentlich Gehaltvolleres. Auch so wäre der Gegenstand schon die Beschäftigung wert, handelt es sich doch bei der am 9. Februar 1416 im Schloss von Chambéry durchgeführten Erhebung der Grafschaft Savoyen zum Herzogtum fraglos um einen bedeutenden Vorgang. Amadeus VIII., von König Sigismund zum Herzog gemacht, nutzte den neuen Rang bald, um seinem Haus neuen Glanz zu verleihen und weitreichende Souveränität anzustreben (die ihm letztlich doch verwehrt blieb). Er beauftragte Jean d'Orville, genannt Cabaret, mit der Herstellung eines Geschichtswerks zur savoyischen Dynastie, ließ Dukaten mit neuem Münzbild prägen und trat mit einer Reihe von Statutenwerken als Gesetzgeber auf¹. Den Höhepunkt dieser Karriere bildete dann 1439 Amadeus' Wahl zum Papst anstelle des von den Basler Konzilsvätern für abgesetzt erklärten Eugen IV., durch welche er schließlich aus römischer Perspektive zum vorläufig letzten Gegenpapst der Geschichte wurde.

Die bedeutsame Zeit rund um 1416 und die feierliche Rangerhöhung bilden aber nur einen, wenn auch wichtigen und erhellenden Teil, des hier entfalteten Panoramas: Sie stehen vor allem in der knappen Einleitung der Herausgeber (S. 15–22) sowie den Beiträgen von Daniela Cereia zu den Beziehungen zwischen König Sigismund und Amadeus VIII. (S. 47–63) und Eva Pibiri zu den Reisen und Verhandlungen im Vorfeld der Erhebung (S. 65–94) im Fokus. Insbesondere Pibiris detaillierte und quellengesättigte Studie zu den Vorbereitungen führt an das Ereignis heran – das jedoch angesichts der Quellsituation dann ein wenig blass bleibt

¹ Zum umfangreichen Statutenwerk von 1430, den »Statuta Sabaudiae«, siehe jüngst (mit kritischer Edition der Statuten) Franco Morenzoni, Mathieu Caesar (Hg.), *La loi du prince. La raccolta normativa sabauda di Amedeo VIII (1430)*, Bd. I: *Les Statuts de Savoie d'Amédée VIII de 1430. Une œuvre législative majeure*; Bd. II: *Compendium statutorum generalis reformacionis Sabaudie*, Turin 2019 (Biblioteca storica subalpina, 228).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(S. 89). So ist zwar detailliert nachzuvollziehen, wie sich Amadeus VIII. schon ab 1414 diplomatisch um Sigismund bemühte, wie er penibel die Reisen des Königs durch seine Territorien begleiten ließ (S. 71–82) und welche Summen er in die nötige Ausstattung der Erhebung investierte (S. 82–88) – alleine zwischen dem 22. Januar und dem 21. Februar 1416 gab man in Lyon weit über 6000 Gulden aus (S. 88). Über den Ablauf der Feier unterrichtet aber lediglich ein relativ sprödes Protokoll aus der Feder des herzoglichen Sekretärs Jean Bombat (S. 90), das damit die auf die Ausstattung fokussierten Angaben aus der Rechnungslegung ergänzen kann.

Rund um diesen zentralen Beitrag bietet eine Reihe weiterer Texte wertvolle und umsichtige Kontextualisierungen: So skizziert Gisela Naegle kenntnisreich die Außenpolitik König Sigismunds (S. 23–45), und Federica Cengarle wirft einen vergleichenden Blick auf die (wesentlich teurere) Herzogserhebung der mailändischen Visconti im Jahr 1395 (S. 95–105; der einzige Beitrag in italienischer Sprache). Schon die eindrucksvolle Studie von Paolo Buffo zur Herrschaftsübernahme Amadeus' im Piemont nach dem Erlöschen der dortigen Linie der Savoyen-Achaia im Jahr 1418 (S. 107–130) führt dann aber über die Herzogserhebung hinaus und verdeutlicht unter anderem, wie dieser Herrschaftsantritt mit der bewussten und strategisch umgesetzten Übernahme der Archivbestände verbunden war.

Damit treten insbesondere Fragen nach den Techniken und Praktiken herrschaftlicher Expansion in den Fokus: Beatrice Del Bo diskutiert am Beispiel der Verbindungen Savoyens mit der Markgrafschaft Monferrat in der Zeit Amadeus' VIII. die Möglichkeiten und Grenzen adliger Heiratspolitik (S. 131–142), Alessandro Barbero verfolgt detailliert, wie Vercelli ab 1427 administrativ der savoyischen Herrschaft einverleibt wurde (S. 143–180). Wirkte dieser Ort mit seinen Einkünften aus mailändischer Sicht eher bescheiden, so stellte er für Savoyen einen bedeutenden finanziellen Faktor dar (S. 144–153). Auch die Eigeninteressen lokaler Amtsträger und die Probleme einer Herrschaft aus der Ferne sind hervorragend nachzuvollziehen, arbeitete doch der *trésorier* Giacomo di Margaria offensichtlich lange Zeit effizient in die eigene Tasche (S. 179).

Der Reichtum der savoyischen Rechnungslegung erlaubt aber nicht nur zum Verhalten der Finanzverwalter präzise Einblicke: Roberto Biolzi kann mit Blick auf die Finanzen plausibel machen, dass die zeitgenössische Einschätzung Amadeus' VIII. als »Friedensfürst« tatsächlich die Zurückhaltung des Grafen bzw. Herzogs bei der Kriegführung treffend beschreibt (S. 195–210). Ganz ähnlich bewertet Fabien Lévy Amadeus' Engagement in Ligurien (1388 hatte Amadeus VII. Nizza erworben) eher als zurückhaltend, da der Fürst mithilfe von Allianzschlüssen vorzugsweise indirekt agierte, insbesondere gegenüber dem mächtigen, wenngleich turbulenten Genua (S. 181–194).

Die folgenden Beiträge blicken verstärkt nach innen: So analysiert Lionel Dorthé den Charakter der herzoglichen Rechtsprechung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(S. 211–235), während Christian Guilleré die Finanzen Amadeus' in der Zeit vor der Herzogserhebung untersucht (und die Einkünfte als recht bescheiden ausweist; S. 237–276) und Franco Morenzoni der weitgehend auf Stabilität zielenden Geldpolitik des Herzogs zwischen 1420 und 1434 nachspürt (S. 277–318) – wobei er tiefe Einblicke in den Edelmetallhandel am Standort Genf eröffnet. Andrea Longhi fügt diesem Panorama eine knappe Darstellung der architektonischen Projekte südlich der Alpen an (S. 319–334). Einen weiteren Höhepunkt stellt schließlich die Untersuchung des bäuerlichen Lebensumfelds dar, die Nicolas Carrier und Fabrice Mouthon beisteuern (S. 335–357). Sie zeigen einerseits, dass die ländlichen Gemeinschaften im Kern Savoyens, trotz recht zurückhaltender Privilegierungen seitens ihrer Herren, insgesamt weitgehend erfolgreich auf die Krisen ab der Mitte des 14. Jahrhunderts reagierten. Zugleich wird deutlich, dass die Bauern in der Politik Amadeus' VIII. eine bestenfalls zweitrangige Rolle spielten. Letztlich war der Herzog vor allem darauf bedacht, herrschaftliche Rechte zu wahren (S. 356).

Beschlossen wird der Band von einer Zusammenfassung durch Guido Castelnovo (S. 359–372), der zugleich auf einen »Zwilling« verweist, dessen Veröffentlichung bevorsteht (eine zweite Tagung des Jahres 2016 widmete sich in Chillon vorrangig dem Hof Amadeus' VIII./Felix' V.)², und nützliche Hinweise auf jüngere Beiträge zu den »Sabaudian studies« (S. 361) bietet. Wenn hier, wie schon in der Einleitung der Herausgeber, emphatisch die »europäischen Perspektiven« der Forschung zu Savoyen unterstrichen werden (S. 361; vgl. S. 20f.), so scheint aus Leserperspektive zugleich ein kritischer Aspekt benannt: Bei allem bewundernswerten (Detail-)Reichtum des vorliegenden Bandes wird gerade diese Dimension wenig konturiert. Das beeinträchtigt den Wert der Publikation zwar nicht entscheidend, stellt aber eine Einladung dazu dar, diesen Reichtum jenseits des engeren Fokus auf Savoyen vergleichend fruchtbar zu machen. Vielleicht kann die Tatsache, dass der Band (vor dem abschließenden Register) mit der von Christian Guilleré und Laurent Ripart besorgten Edition und französischen Übersetzung der Erhebungsurkunde von 1416 endet (S. 373–380), ja gerade in diesem Sinne gedeutet werden?

Wie diese allzu knappe Vorstellung hoffentlich zeigen konnte, kann man sich für dieses Buch begeistern, das weit über eine reine Jubiläumsschrift hinaus eine Vielzahl zentraler Beiträge ausgewiesener Expertinnen und Experten zur Geschichte Savoyens in der Zeit Amadeus' VIII. versammelt. Gewiss darf man keine monografische Geschlossenheit erwarten; auch ist der eine oder andere Tippfehler zu finden, und die Qualität der Farabbildungen

² Die Tagung fand unter dem Titel »Le duc-pape et sa cour, Amédée VIII-Félix V (1383–1451)« auf dem Schloss Chillon statt; eine Publikation in der Reihe der »Cahiers lausannois d'histoire médiévale« ist angekündigt. Das ursprüngliche Tagungsprogramm ist unter folgendem Link verfügbar: <https://www.unil.ch/cemep/files/live/sites/cemep/files/shared/2016-2017/Flyer%20Colloque%20Chillon.pdf> [4.8.2021].



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fällt leider bescheiden aus. Insgesamt sollte dieser Band aber in keiner Bibliothek fehlen, die sich dem spätmittelalterlichen Europa, seinen Fürstentümern und der adligen Kultur widmet.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85060](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85060)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jens Schneider, Jessika Nowak, Tristan Martine, Espaces ecclésiastiques et seigneuries laïques (IX^e–XIII^e siècle) / Kirchliche Räume und weltliche Herrschaften. Définitions, modèles et conflits en zones d'interface (IX^e–XIII^e siècle) / Definitionen, Modelle und Konflikte in Kontaktzonen (9.–13. Jahrhundert), Paris (Éditions de la Sorbonne) 2021, 265 p., nombr. ill., cartes, plans (Publications de la Sorbonne. Histoire ancienne et médiévale, 173), ISBN 979-10-351-0611-9, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sebastian Gensicke, Paris

Das deutsch-französisch-belgische Forschungsatelier, das von Tristan Martine, Jessika Nowak und Jens Schneider im April 2018 am DHI Paris und der Université Paris-Est Marne-la-Vallée ausgerichtet wurde, stand im Zeichen des internationalen Austauschs. Insbesondere *jeunes chercheurs* der beteiligten Länder waren dazu eingeladen, ihre Zugriffe auf das Thema »Raum, Raumbegriff und Raumerfahrung« im Mittelalter vorzustellen und miteinander zu diskutieren. Der hier zu besprechende Band versammelt die Ergebnisse dieser Tagung.

In der Einleitung, die dem Band in französischer und in deutscher Sprache vorangestellt ist, skizzieren die Herausgeberin und die Herausgeber die jeweils aus der französischen und deutschen Forschung stammenden Ansätze, welche auf den *spatial turn* reagierten bzw. reagieren und eröffnen damit das Panorama, in das sich die nachfolgenden Beiträge einfügen. Zunächst stellen ausgewiesene Experten einen in Frankreich und einen in Deutschland aktuellen Aspekt der Raumforschung vor: Michael Lauwers ordnet das von ihm entwickelte Schema von Polarisation und (Re-)Territorialisierung in die Forschung um die Rolle der *ecclesia* für die mittelalterliche Gesellschaft ein. Sein Modell wird in vielen der folgenden Beiträge aufgegriffen. Caspar Ehlers zeigt gemeinsam mit den Herausgebern Perspektiven und Möglichkeiten auf, die Konstituierung von Rechtsräumen zu erforschen.

Der erste der drei Abschnitte des Bandes ist den zeitgenössischen Modellen von Raum gewidmet. Den Anfang macht Nicolas Perreaux, der die Verwendung von 39 Begriffen, die in diplomatischen Quellen zur Strukturierung von Raum dienten, statistisch und semantisch auswertet. Während im 7.–11. Jahrhundert in der Regel neutrale oder weltlichen Herrschaftsbereichen zugeordnete Begriffe zur Lokalisierung von Gütern verwendet wurden, waren dies im 12. und 13. Jh. vornehmlich Begriffe kirchlicher Organisationsstrukturen. Felix Grollmann analysiert die Raumvorstellungen im um



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

906 entstandenen Sendhandbuch des Abtes Regino von Prüm. Sein Befund spiegelt wider, dass es sich dabei um eine heterogene Sammlung normativer Texte unterschiedlicher Provenienz handelt: »Polares und territoriales Raumdenken stehen nebeneinander« (S. 88). Der Aspekt Raum spielte für die verschiedenen Normen nur vereinzelt und zudem oft implizit eine Rolle. In den Konflikten um verschiedene Rechte und Besitzungen zwischen der Abtei von Maroilles und dem *seigneur* Nicolas d'Avesnes in der Mitte des 12. Jahrhunderts plädiert Nicolas Schroeder dafür, die Perspektive der Abhängigen beider Akteure einzunehmen und den »arts de gouverner« eine Untersuchung der »arts de désobéir« (S. 102) gegenüberzustellen. Schroeder zeigt, dass die Abhängigen viele Möglichkeiten fanden, die Konkurrenz zwischen den beiden Grundherren auszunutzen und ihre Herrschaftsstrategien zu unterlaufen. Tristan Martine argumentiert, dass die Polarisierung von Herrschaft der lothringischen Laienaristokratie im 10.–11. Jahrhundert stark von den bischöflichen Herrschaften inspiriert und sogar durch diese ausgelöst wurde. Nach dem Vorbild der regelmäßig in Burgen residierenden Bischöfe entwickelten die von diesen zur Festigung ihrer Macht über den Raum eingesetzten *seigneurs* ihre eigenen befestigten Herrschaftssitze zu multifunktionalen Zentren. Das Aufkommen toponymischer *cognomina* im Niederadel lässt sich in Lothringen in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts feststellen und belegt die Bindung der *seigneurs* an diese Orte.

Der zweite Teil versammelt vier Fallstudien, die die Verschränkung von Laien- und Kirchenherrschaften untersuchen. So befasst sich Jérôme Beaumon mit der Einrichtung von Prioreien im Grenzraum zwischen Bretagne und Anjou durch die Abteien Marmoutier, Saint-Serge sowie Saint-Florent-du-Mont-Glonne und ihren Auswirkungen auf die im 11. und 12. Jahrhundert fluiden Grenzen der dortigen weltlichen Herrschaftsräume. Thomas Lacomme legt dar, dass das Säkularkanonikerstift Saint-Étienne in Troyes zwar ein zentraler Faktor der Territorialisierung gräflicher Herrschaft in der Champagne gewesen war, seine eigene Herrschaft jedoch keine territoriale Organisation aufwies. Die Besitzungen des Stifts erscheinen auf Basis eines Güterverzeichnisses vom Ende des 13. Jahrhunderts vielmehr als »Archipele« und ohne Verbindung untereinander. Ausgehend von der urkundlichen Überlieferung identifiziert Paul Chaffenet drei Phasen in den Beziehungen und Auseinandersetzungen zwischen der Abtei Mont-Saint-Quentin in der Diözese Noyon und den Kastellänen von Péronne. Julien Bachelier zeigt auf, dass die Mitte des 11. Jahrhunderts von den Bischöfen von Rennes in La Guerche – in unmittelbarer Nähe zu Rannée – eingerichtete Kastellanei sich zwar zu einem multifunktionalen Zentrum entwickelte, das ältere Rannée jedoch nicht als spirituellen Mittelpunkt der Region ablösen konnte.

Der Fokus der Beiträge im dritten Teil liegt auf Konflikten und Spannungen. Lisa Klocke nimmt die Integration Burgunds in das Reich Konrads II. in den Blick. König Rudolf III. baute ein Netzwerk vornehmlich geistlicher Großer auf, um sich gegenüber den burgundischen Herzogsfamilien durchsetzen zu können und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

den unmittelbar durch ihn kontrollierten Herrschaftsbereich zu festigen. Konrad II. griff nur bedingt auf diese Netzwerke Rudolfs zurück; eher verdeutlichte er durch die Einsetzung von Bischöfen in Basel und Lausanne seine Herrschaftsansprüche. Wie Clément de Vasselot de Régné beschreibt, führten im Poitou mehrere Konflikte zwischen verschiedenen geistlichen Institutionen und der Familie Lusignan seit dem 11. Jahrhundert zu einer zunehmenden Aufteilung der geistlichen und weltlichen Herrschaftsbereiche. Tobias P. Jansen führt aus, dass in der Zeit des Ausbaus ihres Bistums die Bischöfe von Verden eng mit der Familie der Billunger verbunden waren. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts rückten die Bischöfe jedoch immer weiter in die Nähe der Könige und entzogen sich so dem Einfluss der Billunger, was deren Position in Konflikten mit den Herrschern schwächte. Fernand Peloux wertet hagiografische Berichte über die Bischöfe von Mende aus und stellt sie der diplomatischen Überlieferung gegenüber. Die Hagiografie spiegelte die Entwicklung des bischöflichen Herrschaftsraums wider und diente zu seiner Legitimation.

In seinem abschließenden Beitrag ordnet Florian Mazel die vorangegangenen Aufsätze in die derzeitigen Forschungstendenzen ein und hebt gemeinsame Ergebnisse hervor, um daraus weitergehende Perspektiven abzuleiten. Ein Orts- und ein Personenregister sowie französischsprachige Abstracts runden den Band ab.

Diese gelungene Publikation zeigt, dass »Raum, Raumbegriff und Raumerfahrung« auch gut 30 Jahre nach dem *spatial turn* zu vielfältigen und fruchtbaren Untersuchungen anregen, wobei sich innerhalb des Bandes, aber auch innerhalb der einzelnen Beiträge ein gutes Gleichgewicht aus theoretischer Reflexion und quellennahen Fallstudien gefunden hat. Als Sahnehäubchen wären lediglich deutschsprachige Abstracts wünschenswert gewesen, die einer deutschen Leserschaft den Zugang zu der reichen und im Band stärker repräsentierten französischen Forschung erleichtern würden. Der Band ist einem Publikum aus beiden Ländern wärmstens zu empfehlen und auf eine Fortführung des ihm zugrundeliegenden Formats zu hoffen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marc Suttor (dir.), Les espaces frontaliers de l'Antiquité au XVIe siècle, Arras (Artois Presses Université) 2020, 254 p. (Histoire), ISBN 978-2-84832-386-2, EUR 21,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Schneider, Marne-la-Vallée

Den Umschlag dieses Sammelbands zierte die bekannte Ptolemäus-Weltkarte aus dem 2. Jahrhundert in der von Nicolaus Germanus bearbeiteten und 1482 herausgegebenen Form. Die Karte war maßstabsetzend durch ihre Farbgebung und vor allem durch das Raster aus Längen- und Breitengraden. Die in dem Buch versammelten Beiträge widmen sich unterschiedlichen Problemen von Abgrenzungen und Grenzen in verschiedenen Räumen, von den Dardanellen über den Mittelmeerraum des Altertums bis zum hochmittelalterlichen England und dem Norden des spätmittelalterlichen Frankreich. Das Ganze ist in drei Abschnitte zu je drei Beiträgen organisiert; die »Conclusions« am Ende lassen auf ein Tagungsprogramm schließen. Insgesamt zwölf Farbabbildungen (Grafiken, Reproduktionen und Fotos), ein Quellen- und ein Literaturverzeichnis, ein Index der Orts- und Personennamen, ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren sowie ein Abbildungsverzeichnis erleichtern die Benutzung des Bandes.

Im ersten Abschnitt geht es um das »Bassin méditerranéen antique«. Alejandro Cadenas González diskutiert die gemeinhin als Akkulturation bezeichneten Phänomene an der Grenze des Römischen Reichs am Beispiel von Götterdarstellungen, etwa Skulpturen des Jupiter, des Cernunnos oder der Epona aus ganz unterschiedlichen Fundorten. Er tut dies auf der Grundlage einer Neubewertung der Akkulturationsprozesse, die er in Anlehnung an Gregory Duncan Woolf eben nicht als kulturelle Angleichung im Sinne der Übernahme einer als überlegen empfundenen römischen Kultur an den Grenzen des Reichs versteht, sondern als eine Kreolisierung italischer Kultur durch die Völker der Gallia und der Germania, die zu neuen, nicht zwingend als minderwertig empfundenen handwerklichen und sozialen Standards führte. Das Ergebnis ist mithin keine »Romanization«, sondern eine »cultural fusion of different identities« (S. 18). Die Bildunterschrift zu Abb. 1 (S. 20 und Farbtafel nach S. 31) wäre aus *Taramis* in *Taranis* zu korrigieren.

Insgesamt sind gerade die hybriden Göttervorstellungen und Götterdarstellungen natürlich ein Phänomen, das nicht auf den Kontakt der Römer mit keltischen Völkern beschränkt ist. Dies gilt auch für die Vorgänge etwa in den römisch-gallischen Kontaktzonen, die zumindest in der Mittelalterforschung seit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Längerem schon als ein Prozess, der zu neuen Realitäten führte (Ethnogenese und Glottogenese), verstanden werden¹.

William Pillot nimmt die Hundertjahrfeiern zur Schlacht von Gallipoli (*bataille des Dardanelles*, 1915/16) zum Anlass, die verschiedenen Ausdehnungen der Region um Troja, Illion oder Hisarlik nach dem Zeugnis der Autoren der Antike zu diskutieren. Troas (frz. Troade) liegt südöstlich der Dardanellen, die seit alter Zeit eine strategisch wichtige, im Ersten Weltkrieg zunächst erfolgreich durch das Osmanische Reich verteidigte Meerenge bilden. Er attestiert der Region, insbesondere dem von seit dem 9./8. Jahrhundert v. Chr. durch griechische Siedler neu aufgebauten Troja, eine »identité transfrontalière« (S. 52), gewachsen aus der Not einer schwierigen geopolitischen Lage zwischen Asien und Europa und der Instrumentalisierung des Erbes des homerischen Mythos, der an wechselnde Machthaber angepasst wurde.

Der dritte Beitrag dieser Sektion widmet sich demselben Zeitraum, allerdings in einer Auswertung überwiegend literarischer Quellen von Homer bis Euripides und Plutarch. Federica Pezzoli und David Hernández de la Fuente unterscheiden konzeptionell zwischen *border* und *frontier* und ordnen diesen englischen Begriffen griechische Fundstücke aus den untersuchten Texten zu. Dabei scheinen *terma* und *termôs* eine lineare aber durchlässige Grenze im Sinne von *border* zu bezeichnen, die die Existenz limitropher Orte ermöglicht, während im archaischen Sprachgebrauch *horos* eine mit dem Pflug gezogene, aber in der Folge als verbindlich, weil heilig (*sacred*), angesehene Trennlinie anzeigt. Davon werden mehrere Begriffe unterschieden, die im Sinne von *border* ein unwirtliches und stadtfernes, *per definitionem* abgelegenes Gebiet beschreiben. Dies dürfte der *marca* oder den *fines* mittelalterlicher Texte entsprechen.

Die zweite Sektion ist »En Europe du Nord« überschrieben, tatsächlich aber geht es um Paris, das mittlere Maastal und England. Im ersten Beitrag entwickelt Marc Suttor mit sichtlicher Leichtigkeit die in der Forschung sehr präsente Frage einer durch die Maas (Meuse) gebildeten Flussgrenze. Untersucht wird die Wahrnehmung in den Quellen für den Abschnitt zwischen Sedan und Maastricht seit dem Altertum bis ans Ende des Mittelalters mit einem Ausblick bis in die Gegenwart. Für die Zeit vor dem 13. Jahrhundert weicht er einer Antwort aus, ab dem 13. Jahrhundert sieht er alle Anzeichen für eine durch Markierungen (*bornes*) in der Landschaft definierte politisch gültige (Reichs-)Grenze gegeben, was durch die neuere, hier wenig berücksichtigte Forschung bestätigt wird. Suttor widersteht indes der Versuchung, die Maas als Beleg für Flussgrenzen zu werten: eine systematische Grenzfunktion sei nicht zu beobachten.

¹ Vgl. neben vielem anderen: Dieter Hägermann, Wolfgang Haubrichs, Jörg Jarnut (Hg.), *Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter*, Berlin, New York 2004 (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Ergänzungsbd., 41).

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85063](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85063)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Antoine Destemberg entwickelt vor dem Hintergrund der seit 1249 an der Pariser Artistenfakultät bestehenden *nationes* die Problematik der institutionellen Konkurrenz zwischen der pikardischen und der englisch-deutschen Nation, auf die sich – als einzige – die Studenten der Diözese Lüttich verteilten. Der Konflikt spitzt sich Mitte des 14. Jahrhunderts zu und erhält neben der rechtlichen auch eine räumliche Dimension, die von dem bekannten pikardischen *magister* Jean Buridan in seiner Festlegung auf die Maas als entscheidenden trennenden Faktor auf den Punkt gebracht und in Form einer frühen *mental map* von seinem schottischen Kollegen William de Spynie visualisiert wird.

Die Frage, wie eine Grenze entsteht, diskutiert Arnaud Lestremiau am Beispiel der Machtbereiche, die sich zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert zwischen Angelsachsen und Wikingern (Dänen) in England etablieren. Methodenbewusst und auf der Höhe des Forschungsstandes kann er zeigen, dass es nicht um lineare politische Grenzen, sondern um »dreidimensionale Formen« (S. 111) geht, die von Zentren abhängen, die durch politische oder gesellschaftliche Akteure und Netzwerke bestimmt werden. Konkret bedeutet das, dass nicht von einer konstanten oder auch nur geografisch bestimmbar Grenze auszugehen ist, die das rechtlich und sprachlich untersuchte Gebiet des *Danelaw* vom Rest der Insel getrennt hätte; die kulturelle und sprachliche Grenze zwischen angelsächsischem und dänischem Einflussbereich charakterisiert Lestremiau als fließend und porös.

Die letzte Sektion ist treffender als »Nordwesten des Königreichs Frankreich« apostrophiert. Im Zeitraum vom 14. bis zum 16. Jahrhundert behandeln die drei Beiträge den Grenzcharakter des Artois (Jean-Baptiste Santamaria), Calais als englischen Brückenkopf in Frankreich (Stéphane Curveiller) sowie die zunehmend verschwimmende Trennung zwischen dem rechtlich und städtebaulich als Stadt ausgewiesenen Raum und seinem Umland am Beispiel der Stadt Valenciennes (Stéphanie Pirez-Huart).

In der Gesamtschau bietet das Buch informative Einblicke in politische, kulturelle, städtische und terminologische Grenzbereiche. Erfreulicherweise sind entsprechende Karten und Pläne beigegeben, die schwarz-weiß in den Texten und teils nochmals farbig zwischen S. 32 und 33 abgedruckt sind. Drei der neun Karten hätten durch ganzseitigen Druck an Lesbarkeit gewonnen. Dass es sich bei den geografischen Grenzen (zumindest bis zum frühen und hohen Mittelalter) um weit zu fassende Kontaktzonen handelt, die sich durch zentrale und limitrophe Orte artikulieren, gehört zu den Ergebnissen des Bandes. In zwei Beiträgen wird die Maas behandelt, die zu verschiedenen Zeiten als trennender Faktor belegt ist, dies aber offenbar nur im Sinne einer ungefähren Ortsangabe, *faute de mieux*.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.4.85063](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85063)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Paola Tartakoff, Conversion, Circumcision, and Ritual Murder in Medieval Europe, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 2020, X-248 p., 3 fig. (Middle Ages Series), ISBN 978-0-8122-5187-6, USD 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hannah Teddy Schachter, Jerusalem

In her second book »Conversion, Circumcision, and Ritual Murder in Medieval Europe«, Paola Tartakoff delves deeper into the social and cultural history of conversion among Jews and Christians in the Middle Ages. The point of departure framing her monograph is an unusual case from the 1230s, in which various Jews of Norwich were charged with seizing and circumcising a 5-year-old Christian boy. Surviving exclusively in Christian sources, this case has long been characterized among modern scholars as an invented Christian narrative from a patchwork of anti-Jewish topoi. Tartakoff's book argues, however, that there is more to this story: While the Norwich case was indeed informed by broader Christian ideas about Jews as agents of Christian conversion to Judaism, it was equally informed by contemporary Jewish practices. Contextualizing the Norwich case amidst the broader ideologies and social realities behind conversion to Judaism, this book offers a study of the medieval idea that Jews zealously sought to draw Christians to Judaism.

Tartakoff creatively mines a rich assortment of sources in Hebrew, Latin and vernacular languages, such as court records, canon law, inquisitorial manuals, biblical commentaries, chronicles and exempla, as well as »Sefer Hasidim«, Jewish folktales, responsa, and Hebrew tombstones. The book has five chapters in addition to a hefty introduction and a short conclusion. Presenting the Norwich case as »a revival of Christian concerns about apostasy to Judaism« (S. 15), the first chapter entitled »Christian Vulnerabilities« is true to its name, exploring how the uptick in deviations from the Church during the 13th century fueled Christian anxieties. Tartakoff reveals how the same circles that recorded the Norwich case were also grappling with the issue of Christian heresies and conversion to Islam and Judaism. The alarming »interchangeability of religious affiliation« (S. 45) spread the idea that Jews – like Muslims and Christian heretics – were to blame. Thus, situating the Norwich case amidst broader ecclesiastical discourse, the first chapter argues that the affair circulated suspicions that non-Christians were active agents seeking Christian apostasy.

Turning to the sources of the Norwich case, the second chapter analyzes the specifically anti-Jewish prejudices that arose from these fears. Tartakoff maintains that various narrative details of the case were common anti-Jewish topoi: an innocent Christian child victim, Jewish blindness, water, the intervention of a Marian-like



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christian woman, among them. Of particular interest, however, is the discrepancy in the sources regarding what this case was actually about: a Christian boy's circumcision or his attempted ritual murder. Exploring this conflation in Christian thought, this chapter concludes that some Christians understood circumcision, an act of Jewish initiation, as a quintessential form of anti-Christian violence, both spiritual and physical. Thus, Tartakoff argues, the conflation appears at Norwich because forced circumcision and attempted Christian ritual murder were, at least ideologically, one in the same.

Having looked at which ideological trends informed the Norwich case, Tartakoff then turns her attention to its social realities. As the main charge of the case was that Jews abducted Edward of Norwich to convert him, the third chapter surveys the historical phenomenon of Christian conversion to Judaism in the 13th and 14th centuries. She sheds light on a number of individuals that risked their lives to convert, not only slaves, women and commoners, but even learned churchmen, who found Judaism more compelling. Tartakoff discusses how, while deeply ambivalent about taking on conversion candidates (S. 72), Jews were intrinsically involved, be that by sheltering, feeding, integrating, or overseeing the circumcisions of new Jews in their communities (S. 90). The argument here, though admittedly harder to follow, is that the evidence of Jewish involvement in facilitating these conversions to Judaism confirmed Christian suspicions that Jews were agents of Christian apostasy.

Although they had strong reservations about the conversion of born Christians, medieval Jews took drastic measures, even risked their lives, to bring former Jews back to the Jewish fold. The evidence for this is explored in the fourth chapter, entitled »Return to Judaism«. It analyzes how Jews actively endeavored to re-Judaize former Jews, even pressuring them to return to the Jewish community. While this zeal to bring former Jews back to the community starkly differs from Jewish ambivalence to convert born Christians, the author concludes that, to Christian officials, any Jewish involvement in conversion »pertained to one and the same crime« (S. 120). Such active measures to reintegrate former Jews not only further confirmed Christian suspicions, but rather enflamed Christian beliefs that Jews actually sought Christian conversion.

Arguing that the »Return to Judaism« scenario better explains why Jews would abduct and circumcise the child in Norwich, Tartakoff's fifth and final chapter »Contested Children« focuses squarely on 5-year-old Edward. The author demonstrates how medieval Jews went to far greater lengths to retrieve baptized children of Jewish parents and to reintegrate them in the Jewish fold. Thus, the circumcision of Edward was not unique and »aligned with contemporaneous Jewish practices relating to admitting and readmitting boys to the Jewish community« (S. 136). She provides evidence that Edward was of ambiguous religious identity: A Christian father rendered him a born Christian to ecclesiastical



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

authorities, while a Jewish mother rendered him natively Jewish to halakha. This provides some historical explanation for the physical »tug-of-war« (S. 138) over the boy between the Jewish community and the Christian authorities preserved in the sources. From this vast contextualist approach, Tartakoff concludes her book with a convincing argument that the Jews of Norwich may well have circumcised the boy of Norwich after all, and that this story – while it has come down to us in texts charged with ideological Christian anxieties and anti-Jewish tropes – is very deeply rooted in the dynamic social realities of its time.

One particularly strong aspect of Tartakoff's book is the nuance she brings. Apart from highlighting the bidirectionality of conversion, she conveys that where some Christian leaders were committed to punishing returnees to Judaism, others were actively willing to help them (S. 104, 131). Of particular interest here was also how conversion to Judaism factored into dynamics of power between church and monarchy. The Norwich case reveals this tension: The hearings were held before the king, bishops, earls, and barons (S. 4), and when Jews offered to pay the king for help and protection, the bishop overruled him (S. 59). Similar power dynamics over conversion to Judaism echo throughout this work, a subject that certainly merits future investigation. While Tartakoff did an excellent job surveying the secondary literature readily available in English, some integration of non-English secondary literature will enrich her discussion in future research. Franziska Klein's work is a nice example, which explores aid and care for Jewish converts to Christianity in 13th-century England¹. This could be brought into conversation with Tartakoff's work to further drive the point home that Christian conversion to Judaism, while certainly less prevalent in the Middle Ages, is a historical phenomenon that can effectively complicate and further what we know about medieval processes of conversion to any faith.

In sum, Tartakoff's book is an insightful and highly thought-provoking contribution to the historical study of conversion, family,

¹ Franziska Klein, *Mandatum est exhibere. Absichten und Strategien in der Fürsorge für Konvertiten vom Judentum zum Christentum im Mittelalter*, in: Jan-Hendryk de Boer / Marcel Bubert (Hrsg.), *Absichten, Pläne, Strategien. Erkundungen einer historischen; ibid., Zwischen Chance und Gefahr. Konversion als kontingenzgenerierendes Moment in Mittelalter und früher Neuzeit*, in: Markus Bernhardt u. a. (Hrsg.), *Möglichkeitshorizonte. Zur Pluralität von Zukunftserwartungen und Handlungsoptionen in der Geschichte*. Frankfurt (Main) 2017. Further scholars include Gerd Mentgen, *Jüdische Proselyten im Oberrheingebiet während des Spätmittelalters. Schicksale und Probleme einer „doppelten“ Minderheit*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 142 (1994), 117–139; Benjamin Scheller, *Die Grenzen der Hybridität: Konversion, uneindeutige religiöse Identitäten und obrigkeitliches Handeln im Europa des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, in: Ruth Bernuth / Werner Röcke / Julia v. Weitbrecht (Hrsg.), *Zwischen Ereignis und Erzählung. Konversion als Medium der Selbstbeschreibung in Mittelalter und Früher Neuzeit*. (Transformationen der Antike 39) Berlin/Boston 2016, 297–316.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

religious identities, and anti-Jewish discourse, as well as to the cultural and social history of both Jews and Christians in medieval Europe.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.4.85065](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.4.85065)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)